

# Einige Bemerkungen

über das

# Neugriechische

und sein

## *Verhältniss zum Altgriechischen*

und zu den

romanischen Sprachen

von

**F. J. Wiedemann,**

Oberlehrer der griechischen Sprache am Gymnasium zu Reval.



*Aut. 757*

---

**Reval, 1852.**

Druck von Lindfors Erben.

Königliche Botschaften

1882

# Zeitung

1882

Veröffentlichung des Königs

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, dass nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren eingeliefert werde.

Dorpat, den 22. October 1882. 01111111

Abgetheilter Censor de la Croix.



E. J. Wiedemann

Verantwortlicher Redacteur der Zeitung



Handwritten signature or mark.

Bev. 1882

Druck von ...

## Allgemeine Bemerkungen.

---

Ueberall wohl, wo man Gelegenheit hat, einer Sprache in ihren Erscheinungen einige Jahrhunderte hindurch zu folgen, da zeigt es sich, dass sie nicht diese Zeit hindurch sich gleich bleibt, sondern, wie alles Lebende, mehr oder weniger sich verändert, indem sie früher Besessenes aufgibt und Neues in sich aufnimmt. Dieses Sprachleben zu verfolgen, ist gewiss dem Sprachforscher ein sehr interessantes Studium, ein um so interessanteres, als der Gegenstand des interessantesten, die Sprachschöpfung selbst, da diese in eine vorhistorische Zeit fällt, aller wissenschaftlichen Forschung entrückt ist, und nur ganz schwankenden Hypothesen und subjectiven Ansichten Raum giebt, — Manchem vielleicht auch darum noch ein um so willkommeneres, als auch hier den Conjecturen und der Phantasie noch ein hinlänglich weites Feld geöffnet ist.

Da die Sprache selbst ein beidlebige Wesen ist, so wird auch die Sprachforschung und namentlich diejenige, welche sich die Veränderungen der Sprache zum Gegenstand der Betrachtung genommen hat, diese Betrachtung auf zwei ganz verschiedene Seiten zu richten haben. Ihre Form hat die Sprache von dem Geiste, ihren Stoff aus der äusseren Natur, und wie also ihr Leben zwei verschiedenen Sphären angehört, so werden auch die Veränderungen, welche sie erleidet, zweierlei verschiedenen Einflüssen zuzuschreiben sein. Veränderungen in der Lautung einer Sprache werden nicht leicht Folgen einer blossen Willkür sein. Der Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge macht

eine gewisse Anzahl von Lauten möglich, von welchen in den verschiedenen Sprachen zum Theil dieselben, zum Theil andere verwendet werden. Die Sprachorgane der Menschen sind aber nicht überall gleich, es können daher dem einen Volke diese, dem andern jene Laute leicht oder schwer oder gar unmöglich sein, und daraus erklärt sich, dass auch Nachbildungen von Naturlauten nicht in allen Sprachen gleich ausfallen, wozu noch die verschiedene Auffassung mit dem Ohr kommt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass ein jedes Volk in seiner Sprache zunächst nur solche Laute haben wird, welche ihm leicht auszusprechen sind, schwierigere nur in so weit als jene nicht die gehörige Menge von Combinationen ergeben sollten.

Fragen wir nun, was wohl ein Volk veranlassen kann, die lang gewohnten Laute seiner Sprache mit anderen zu vertauschen, so lässt sich zweierlei dafür anführen, nämlich eine Veränderung in den Organen oder die Gewöhnung derselben an fremde Laute. Das Erste, eine Veränderung in dem Bau der Sprachwerkzeuge selbst, kann eintreten in Folge veränderter Wohnsitze. Der Einfluss des Klimas und der Lage des Wohnortes — auf dem Gebirge oder in der Ebene, am Meere oder im Binnenlande, in trockener oder in sumpfiger Umgebung — auf den Körper überhaupt ist wohl unzweifelhaft, wie sollte er nicht auch anzunehmen sein bei denjenigen Theilen des Körpers, welche zur Lautbildung dienen? — Zwischen den Angloamerikanern und den Engländern haben sich schon jetzt nach so kurzer Trennung Differenzen in der Aussprache gebildet, wobei, wie gewöhnlich, jeder Theil den anderen im Unrecht glaubt. Eine veränderte Körperconstitution kann aber, auch ohne Veränderung des Wohnsitzes, Folge einer veränderten Lebensweise oder eines veränderten Culturzustandes sein. Es ist bekannt, wie gewisse Lautdifferenzen hauptsächlich auf einer grösseren oder geringeren Energie bei der Bildung des Lautes beruhen, und eine grössere oder geringere Schloffheit der Muskeln, sei sie nun Folge des einen oder des anderen Umstandes, wird nicht verfehlen sich dabei bemerklich zu machen. Und insofern eine schwächere oder stärkere Spannung der Muskeln auch von der Willenskraft, also einer Seelenthätigkeit, abhängig ist, wird schon eine Veränderung in dem Charakter des Volkes, eine grö-

ssere oder geringere Wohlhåbigkeit, politische Freiheit oder Druck und Slaverei sich in der Lautung der Sprache reflectiren können.

Als eine andere Quelle von Lautveränderungen nannten wir oben die Gewöhnung an fremde Laute. Diess kann auf zweierlei Weise geschehen. Erstens, wenn ein Volk freiwillig oder gezwungen sich eine fremde Sprache aneignet, so wird sie in seinem Munde einen anderen Klang annehmen. Wir wissen zwar nicht genau, wie die altrömische Sprache geklungen hat, aber das wissen wir wohl, dass die neuromanischen Sprachen in unzähligen Lautverschiedenheiten gesprochen werden in den Provinzen des ehemaligen römischen Reiches. \*) Die römische Sprache, welche den Provinzialen gebracht wurde, war wohl überall so ziemlich dieselbe, aber die von ihnen aufgefasste war in ihrem Munde schon nicht mehr dieselbe, und eine noch grössere Verschiedenheit kam hinein, als die schon mannichfaltige Sprache noch einmal zur Zeit der Völkerwanderung auf verschiedene Völkerschaften überging. Zweitens aber, auch der neben der eigenen Sprache gehende Gebrauch einer fremden kann nicht ohne Einfluss auf jene bleiben. Wie es einem Clarinettspieler nachtheilig ist, wenn er zwischendurch die Flöte bläst, weil das letzte Instrument eine andere Haltung der Lippen verlangt, und durch die theilweise Gewöhnung an diese der Ansatz für das erste verdorben wird, so wird die etwas verschiedene Lage und Thätigkeit der Sprachorgane, welche eine fremde Sprache fordert, auch nicht ohne Folgen bleiben können bei dem Sprechen der eigenen. Mancher hat wohl schon hier die Erfahrung gemacht, dass man z. B. in St. Petersburg lebende Deutsche, welche viel Gelegenheit haben, neben ihrer Muttersprache die russische zu gebrauchen, an ihrer Aussprache des Deutschen eben so gut erkennen kann, wie etwa einen Russen selbst. — So kann also auch der blosser Verkehr zwischen den Völkern einen gegenseitigen Einfluss auf die Aussprache haben.

---

\*) Den Laut des deutschen *ch* z. B. hat nur das Spanische, den des *z* nur das Italiänische, den des *tseh* haben nur das Italiänische u. Spanische, den des französischen *j* und Nasalvocale nur das Französische und Portugiesische, Mischvocale nur das Französische u. d. gl.

Wenn wir das hier Zusammengestellte noch einmal überblicken, so finden wir in der That Umstände genug, welche eine Lautveränderung in den Sprachen zur Folge haben können, und es möchte wenige geben, für welche nicht einige oder andere sich ereignet hätten. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, dass ein ganz abgeschlossenes, mit anderen nicht verkehrendes Völkchen, das immer seine alten Wohnsitze beibehielt, auch Jahrhunderte lang seine Sprache unverändert bewahrt, aber ein solcher Fall wird, wenn er wirklich vorkommen sollte, immer nur zu den sehr seltenen Ausnahmen gehören. Es ist natürlich, dass die Folgen der verändernden Einflüsse bei der ersten Generation noch nicht sehr merklich sein werden, wenn aber jede Generation die schon unmerklich nuancirte Sprache genau eben so von der vorhergehenden erlernt, und fortwährend denselben Einflüssen ausgesetzt bleibt, so muss am Ende wohl die Folge davon sich auch deutlich zeigen. *Gutta cavat lapidem.*

Noch bleibt hier die Frage zu erörtern übrig, ob nicht abgesehen von allen von aussen her wirkenden Einflüssen, welche neue Laute hineinbringen, die Sprachen vielleicht auch in sich selbst schon die Neigung oder Fähigkeit haben, durch Aelterwerden sich zu verändern, ob nicht wie andere lebende Wesen auch sie von Krankheiten und Altersschwäche ergriffen werden können. Es scheint allerdings, dass man etwas der Art annehmen darf, denn bei aller Mannichfaltigkeit der oben aufgezählten einwirkenden Ursachen und bei aller Mannichfaltigkeit der durch sie hervorgebrachten Wirkungen finden sich doch in der Lautveränderung der verschiedensten Sprachen gewisse gleichartige Züge, die auf einen inneren Grund schliessen lassen, und die man, wenn es mit einem Namen geschehen soll, wohl nicht unpassend mit dem der Abschwächung bezeichnen kann. Wir werden unten vielleicht noch Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und führen hier nur beispielsweise die Annäherung der Vocale zu dem *J* an und die Neigung die Consonantenbildung aus dem hinteren Raum bei der Kehle zu den vorwärts den Lippen näher liegenden Theilen zu schieben.

Auf eine andere Weise als die Veränderungen in der Lautung machen sich die in dem Bau der Sprachen. Wenn in jenem Falle der Mensch unbewusst einer allmählig und leise aber

unwiderstehlich wirkenden Naturgewalt folgt, so wird er in diesem, wenn er auch hier Manches thut, weil er nicht anders kann, sich immer dessen bewusst sein, was er thut, und wenn er auch Manches in und aus Unwissenheit thut, so kann er doch sich dessen bewusst werden, denn es bleibt ihm immer möglich durch Vergleichung mit dem, wie Andere sprechen oder schreiben, sich es zum Bewusstsein zu bringen, dass er es anders macht — Vieles geschieht nach dieser Seite hin offenbar aus freier Willkühr. Wer darauf aufmerksam gewesen ist, wird bemerkt haben, dass die letzte Zeit der Bewegung in Deutschland auch nicht ohne Einfluss auf die Sprache geblieben ist. Viele Neuerungen lässt man unbeachtet liegen, andere werden eine Zeit lang verlacht und finden am Ende doch Eingang, gerade wie es mit Neuerungen in der Orthographie und Annahme oder Verdeutschung von Fremdwörtern gegangen ist. Meistentheils sind indessen die Veränderungen im Bau der Sprache wohl Folgen drängender Umstände und in das Leben der Sprache störend eingreifender Einflüsse von aussen, die sich aus freundlichem Verkehr oder feindlichem Conflict verschiedener Völker ergeben. Wenn sich zwei Völker in Folge der Unterwerfung des einen durch das andere zu einer Sprache vereinigen ohne dass das eine die seinige ganz aufgibt, so ist das Product dieser Vereinigung immer etwas in der Form von den beiden vorigen sehr Verschiedenes, obgleich dem Stoffe nach aus den beiden gemischt. Nur in einem solchen Falle kann von einer neuen, einer Tochttersprache die Rede seindenn wenn eine Sprache, ohne gewaltsames Eindringen einer anderen, dem ruhigen eigenen Fortwachsen überlassen bleibt, so wird nicht leicht sich eine Gelegenheit zu einer Veränderung ergeben, die gross und augenfällig genug wäre, von da an die Entstehung einer neuen Sprache zu datiren, eben so wie es im Leben eines Menschen nicht leicht einen Tag geben wird, bis zu welchem man ihn für jung und von welchem an man ihn für alt halten müsste. Treten aber auch gewaltsame Störungen und Revolutionen in dem Leben einer Sprache ein, so ist das Erzeugniss derselben auch noch eben nicht ein Kind des Augenblicks. Vor der Eroberung Englands durch die Normannen im Jahre 1066 war die Landessprache angelsächsisch, nach der Er-

oberung angelsächsisch und normannisch-französisch, das Product der Fusion beider, das Englische, erscheint als Schriftsprache erst mehrere Jahrhunderte später, und wenn es auch bedeutend früher schon Sprache des gemeinen Lebens war, so war doch das gewiss auch erst viel später als 1066, und machte sich nur allmählich, was um so sicherer anzunehmen ist, da noch jetzt, in der neuesten Zeit, die beiden Elemente sich nicht überall gleichmässig durchdrungen haben.

Fragen wir nun, in welcher Weise sich die einzelnen Sprachen bei der Bildung der Mischsprache betheiligen, so ist es wohl natürlich anzunehmen, dass jede etwas von dem Ihrigen beisteuern wird, man würde aber eine sehr vergebliche Arbeit unternehmen, wenn man jede Erscheinung in der neuen Sprache auf eine Analogie in einer der älteren zurückführen wollte; im Gegentheile wird sich viel eher zeigen, dass alle Misch- oder neueren Sprachen nur den gemeinsamen Charakter der Formenarmuth zeigen, ohne dass man immer das Aufgeben dieser oder jener Form als eine Anbequemung an die Eigenthümlichkeit der Muttersprachen nachweisen könnte. Die lateinische Sprache sowohl wie alle germanischen haben ein Neutrum, die neuromanischen — bis auf geringe Spuren besonders im Spanischen \*) — keines; die französische Sprache hat zwei Formen für den Artikel, die norddeutschen Dialecte auch, und beide flectiren das adjectivische Attributiv, die englische thut das Letzte nicht und hat nur eine Artikelform für alle drei Geschlechter, u. s. w.

Wir haben also ausser den Lautverhältnissen auch in dem Bau der Sprachen etwas das relative Alter Charakterisirendes, nämlich die Formenarmuth, und da, wie wir gesehen haben, die Ursache davon nicht in irgend welchen besonderen Eigenheiten der vorangegangenen älteren Sprachen zu suchen ist, sondern diese Erscheinung überall und zu allen Zeiten sich wiederholt — von dem Sanskrit und den neueren hindustanischen oder der altpersischen Sprache in den Keilinschriften und der neupersi-

---

\*) So für das aus adjectivischen Wörtern gemachte abstracte Substantiv; z. B. el bueno „der Gute“, la buena „die Gute“, oder *brides* auch „das gute“ in Beziehung auf ein vorher genanntes Substantiv, welches im Deutschen sächlichen Geschlechts ist, aber lo bueno „das Gute“, ohne Beziehung auf ein bestimmtes Substantiv.

schen bis zur angelsächsischen und englischen, ja bis zur Creolensprache der Neger in Westindien —, so ist die Quelle davon wohl anderswo zu suchen. Ich glaube, es ist der überlegende Verstand, die sich geltend machende Reflexion, was sich in den neueren Sprachgebilden abspiegelt. Es hat hier nicht mehr in Kindesunschuld eine Generation die Sprache der Vorfahren von ihren Eltern erlernt, sondern Erwachsene mit schon erwachtem Nachdenken kamen in den Fall, aus einem vorliegenden Stoff sich eine Sprache zu zimmern, welche zunächst nur für den Verkehr ursprünglich verschieden Redender ausreichte. Wenn sie schon ein Bewusstsein hatten von der Beziehung der Wörter im Satze, wozu sollten sie dazu bei jedem Worte eine andere Form wählen, warum nicht lieber z. B. von dem Hauptworte nur das den Begriff Bezeichnende beibehalten, und für die überall gleichen Verhältnisse auch, in der Präposition, eine überall gleich bleibende Bezeichnung, statt der bunten und krausen Deklinationendungen? — Wer solches mit Ueberlegung that, der that damit gewiss Allen etwas Willkommenes und Beifälliges, das leichter und lieber Annahme und Nachahmung fand als mancher wunderliche Einfall eines Neologen während ruhigen Sprachlebens, und wer es nicht mit Ueberlegung that, der kam in seiner Unschuld durch Nichtkenntniss des bisher Richtigen zu ähnlichem Ziele, und wenn er nur von dem Anderen verstanden wurde, so war es ihm eben recht, und er wollte nicht mehr. Wenn z. B. der deutsche Barbar aus Unkenntniss der Wortformen statt *dic mihi illud nomen* oder *da mihi illum canem* zu dem Römer nur sagte *di mi il nome* oder *da mi il cane*, so wurde er wohl eben so gut verstanden, und gerade so spricht noch heutiges Tages der Neurömer.

Mit dem Schwinden des Formereichthums geht Hand in Hand eine genauer bestimmte Wortfolge, denn je weniger die Beziehung der Wörter zu einander an ihrer Form zu erkennen ist, desto mehr ist man genöthigt, die Hingehörigkeit eines jeden ihm durch die Stellung zu sichern, die man ihm im Satze giebt. Das ganz flexionslose Chinesische unterscheidet nicht nur Subject und Object im Satze auf diese Weise, sondern sogar auch Substantiv, Adjectiv und Verbum. In den romanischen Sprachen lässt es sich noch ganz wohl verfolgen, wie man all-

mählich immer deutlicher zum Bewusstsein der Nothwendigkeit einer strengeren Wortfolge gekommen ist. Während z. B. die älteren italiänischen Prosaiker, wie Boccaccio, noch eine freiere Wortfolge und einen dem lateinischen ähnlicheren Periodenbau haben, schreiben die neueren fast so einfach und geregelt wie die Franzosen.

Ein Drittes, das neben der Lautumwandlung und der Formenarmuth die neueren Sprachen charakterisirt, ist der Accent. Keine neue Sprache wird quantitatisch gemessen. Schon vor längerer Zeit fand sich in der Monatschrift für Literatur die Bemerkung von Madvig, dass „ein Verhältniss zwischen Accentuation und Quantitirung auf der einen und dem grammatischen Bau der Sprachen auf der anderen Seite Statt finde, so dass die Sprachen, welche an genau ausgebildeten Flexionsformen reich sind, vorzüglich quantitirend, diejenigen dagegen, welche jene Formbildung einem grossen Theile nach vermindert oder aufgegeben haben, accentuirend sind.“ Diess darf aber nur nicht so verstanden werden, als ob das Eine eine Folge von dem Anderen wäre, als ob eine Sprache darum quantitirend wäre, weil sie reich, und darum accentuirt, weil sie arm an Formen ist, sondern diese beiderlei Erscheinungen sind coordinirt, und scheinen aus gemeinsamer Quelle zu stammen.

Wenn eine Sprache entsteht, welche die gleichen Beziehungen der Begriffe an dem einen Worte so, an dem anderen anders ausdrückt, so kann man wohl annehmen, dass den Menschen die Gleichheit dieser Beziehungen nicht zum Bewusstsein kam, dass ihnen überhaupt nur jeder Begriff in verschiedenen Beziehungen zu anderen selbst ein verschiedener war. In diesem Zustande der Sprache wird man auch zwischen Begriffs- und Formsylben der Wörter keinen Unterschied machen — denn sobald man wirklich die letzten als solche begreift, wird auch das Bewusstsein von ihrem Wesen selbst erwachen und von dem Unnützen, das Gleiche auf mannichfaltige Weise zu bezeichnen —, jede Sylbe hat gleichen Werth und gleiche Würde. So lange dieser — man möchte sagen — naturwüchsige Zustand der Sprache dauert, wird also auch in der Aussprache der Sylben kein anderer Unterschied sein, als welchen die Elemente, aus denen sie bestehen, zu machen gebieten. Sylben mit kurzen

Vocalen und einfachen Consonanten werden (kurz, Sylben mit langen Vocalen oder gehäuften Consonanten, welche die Stimme nöthigen länger bei der Aussprache zu verweilen, werden lang sein, keine aber wird man absichtlich vor den andern auszeichnen. Gegen diese einfache, naturgemässe Beschaffenheit der Sprache erscheint nun der Accent, d. h. die absichtliche und willkührliche Bevorzugung einer Sylbe vor andern wie etwas Widernatürliches, wie eine Krankheit, welche mit der Erkenntniss des mehr oder minder Wichtigen an den Wörtern in die Sprache hincinkommt. Die erwachende Reflexion fühlt nun das Bedürfniss Hauptsylben von Nebensylben zu unterscheiden, eben dieselbe aber erkennt auch die ersten als Sitz des eigentlichen Begriffes, die letzten als das bloss Formelle, sucht nun aber auch diess Formelle zu vereinfachen und auf das Nothwendige zu beschränken, beim Substantiv z. B. also durch Vereinfachung der Declination, wie im Neugriechischen, oder noch weiter gehend durch gänzliche Aufhebung derselben, wie in den romanischen Sprachen. So gehen also Accent und Vereinfachung der Formen neben einander.

Es lassen sich gegen diese Ansicht freilich zwei starke Einwürfe erheben, welche aber, wie mir scheint, doch widerlegt werden können. Erstens, wir finden Sprachen quantitirend und reich an Formen — wie das Altgriechische — zu einer Zeit, wo man doch wohl annehmen muss, dass dem Volke der Unterschied zwischen Begriff und Verknüpfung der Begriffe zur Anschauung gekommen sein musste. Diess ist freilich wahr, aber es ist auch bekannt, wie schwer und langsam Aenderungen in eine Sprache kommen, ohne gewaltsame Eingriffe von aussen,\*) und dass auch bei den eben bezeichneten Völkern von jedem Individuum die Sprache angenommen wird in einer Altersperiode,

---

\*) Dass solche Aenderungen, wenn nur erst die Quantität aufgegeben und der zersetzende Accent in die Sprache gekommen ist, auch bei ungestörtem Sprachleben wohl vorkommen, kann man u. a. an dem Schwedischen sehen. Dort hat z. B. in der Bibelübersetzung noch der Dativ eine Endung, welche jetzt von Keinem mehr gebraucht wird, und beim Adjectiv geben sogar jetzt noch die Grammatiker eine Flexionsregel an, welche von den Schriftstellern meist nicht befolgt wird.

wo noch nicht die Reflexion über Haupt- und Nebensyllben, Begriffe und Begriffsverknüpfungen erwacht ist; wenn diess später endlich geschieht, so weiss doch Jeder auch zugleich, dass die Sprache so wie von ihm auch von jedem Anderen erlernt ist, und dass sie auch so zu ihrem Zwecke genügt; welcher Einzelne sollte sich da gemüssigt fühlen, eine Aenderung vorzunehmen oder vorzuschlagen? — Anders ist es, wo es sich darum handelt, bei Sprach- und Völkermischungen aus dem gemeinschaftlichen Stoff eine für den Verkehr ausreichende, Allen verständliche *lingua franca* neu zu bilden. Und dennoch ist ohne Zweifel auch in den Sprachen, welche in den auf uns gekommenen schriftlichen Ueberresten noch quantitirend erscheinen, in der lebendigen Rede der Accent schon sehr viel früher herrschend gewesen, als in der neuern Sprachform Verse geschrieben wurden, aus welchen doch fast allein die spätere Zeit Schlüsse auf Quantität oder Accent machen kann. — Zweitens, könnte man diejenigen Sprachen anführen, welche zwar accentuiren, aber doch nicht gerade immer die Haupt- und Begriffssylben. Dagegen aber mögen wir zuvörderst sagen, dass Ausnahmen die Regel nicht aufheben. Die deutsche Sprache betont auch in einzelnen Fällen eine Ableitungssylbe, und doch wird Niemand darum in Abrede stellen, dass in ihr durchaus das Princip herrscht, die Stammsylbe zu accentuiren. Ferner kann es in gewissen Fällen gerade darauf ankommen, die Nuancirung hervorzuheben, welche durch eine Ableitungssylbe zu dem Hauptbegriff hinzukommt, wie auch im Deutschen ja regelmässig in zusammengesetzten Wörtern der Hauptton nicht auf das Hauptsondernauf das Attributivwort fällt; oder man benutzt den Accent um sonst gleichlautende aber dabei nicht gleichbedeutende Wortformen zu unterscheiden, wie im Griechischen oder wie noch jetzt das Russische häufig gleich geschriebene Casus eines Wortes in der Rede unterscheidet. Dann kommen in der Sprache auch wohl die rhythmischen Gesetze mit der durch den Verstand geforderten Accentuation in Conflict. Die griechische Sprache z. B. will in Zusammensetzungen wie die deutsche accentuiren, dem widerstrebt aber oft die rhythmische Eigenthümlichkeit, auf eine betonte Sylbe nicht mehr als zwei unbetonte folgen zu lassen, und darum kann oft der Accent dem vorn an-

gehängten Attributiv nur genähert werden, ohne wirklich darauf zu fallen. Dasselbe musicalisch - rhythmische Gesetz ist es wohl auch, welches im Böhmischen den Accent für die erste, im Polnischen für die vorletzte Sylbe fordert. Im Finnischen und Esthnischen fällt beides zusammen, indem der trochäische Rhythmus der Sprache den Hauptton für die erste Sylbe fordert, diese aber zugleich immer die Stammsylbe ist, da die Sprache durchaus keine Präformative kennt, sondern alle Ableitungen und Beugungen nur am Ende des Wortes vornimmt. Endlich noch muss man bedenken, dass auch bei der Accentuation manche Störungen eintreten können. Es muss bei einer Mischsprache natürlich einen Unterschied machen, ob die einzelnen noch quantitirend oder schon accentuirend waren, ob besondere rhythmische Gesetze darin herrschten oder nicht, und ob gleiche oder verschiedene. Im Jahre 1666 war das Französische gewiss accentuirt, wahrscheinlich wohl auch das Angelsächsische; so wird es erklärlich, dass das Englische nicht nach einem so durchgreifenden Princip accentuirt ist wie das Deutsche. Auf ähnlichem Wege ist wohl auch die streng trochäische Betonung der westlichen Sprachen des finnischen Stammes bei den östlichen durch ihre Vermischung mit Russischem und Tatarischem verloren gegangen. — Und warum endlich sollte der Accent nicht eben so gut auch missverstanden und gemissbraucht werden können wie alles Andere in der Welt? — So viel wird immer stehn bleiben, dass, während die Quantitirung nur auf natürlichen Längen und Kürzen beruht, welche mit Werth und Bedeutung der Sylben nichts zu thun haben, der Accent dagegen ein Kind des Verstandes ist, etwas ohne Naturnothwendigkeit mit Bewusstsein und Willkühr und wahrscheinlich später Eingeführtes.

Noch mögen wir endlich einen vierten Umstand hervorheben, in welchem sich der Charakter der neuen Sprachen zeigt. So wie nämlich die Bezeichnung für das Formelle vereinfacht wird, eben so geschieht es auch mit der für das Begriffliche. Alle neuen Sprachen sind ärmer an Wurzeln als die ihnen vorgegangenen älteren. Man braucht nur z. B. den althochdeutschen Wortschatz von Graff flüchtig anzusehen, um zu erstaunen über die Armuth der neuhochdeutschen auch in dieser Beziehung. Und doch ist das Bedürfniss nach Wörtern für das Aus-

zudrückende in den neueren Sprachen gewiss nicht geringer, im Gegentheil wohl eher noch grösser. Man hat aber auch hier in dem Mannichfaltigen das Aehnliche erkannt, von diesem das Nuancirende geschieden, und anstatt für ähnliche Begriffe immer verschiedene Wurzelwörter zu gebrauchen — wie für gleiche Beziehungen verschiedene Wortendungen — lieber mit einer Wurzel sich begnügt, und die Nuancirungen, die begreiflicher Weise bei vielen Reihen alter Wurzelwörter die nämlichen sein können, durch Zusammensetzungen oder Ableitungen wieder gegeben, eine Seite, nach welcher hin eine jede Sprache sich bis in's Ueendliche ausbauen kann. Eine alte Sprache könnte z. B. für „Glück“, „glücklich“ und „beglücken“ drei verschiedene Wurzelwörter gebrauchen, während die neue, den allen dreien gemeinschaftlichen Hauptbegriff erkennend, sich mit einer Wurzel begnügt und diese weiter verarbeitete; die alte könnte wie das Hebräische für „eingehen“, „ausgehen“, „abgehen“, „vergehen“, „nachgehen“, und „eingeben“, „ausgeben“, „abgeben“, „vergeben“, „nachgeben“ u. d. gl. zehn verschiedene Wurzelwörter gebrauchen, während die neue hierin nur zwei Reihen von Begriffen erkennt, in welchen ein Hauptbegriff die ganz gleichen Nuancirungen hat; sie kann demgemäss acht Wurzeln aufgeben und nur zwei beibehalten, indem sie den in beiden Reihen gleichen Nuancirungen des Hauptbegriffes in beiden auch noch die gleiche Bezeichnung giebt.

So erscheint nun, wenn wir alle Merkmale zusammenfassen, eine neue Sprache — man sollte sie lieber eine alte, d. h. nicht mehr jugendliche nennen, da sie längere Zeit gelebt hat — in jeder Beziehung wie ein besonnener Mann, der mit Plan und Bewusstsein handelt, nicht gegen Convenienz und äussere Ordnung verstösst, mit weiser Sparsamkeit seine Habe verwaltet, sich nichts Nothwendiges versagt aber überflüssigen Luxus meidet, zum Theil auch wie Einer, bei dem schon manche Schwäche des Alters sich meldet; eine alte — man sollte sie lieber, da ihr Leben kürzere Zeit gedauert hat, eine jugendliche nennen — dagegen wie ein Knabe oder Jüngling mit weniger Verstand als Phantasie, der mehr von Naturtrieben und Gefühlen als von Nachdenken und Grundsätzen sich bestimmen lässt, in dem gleichen Falle einmal so und ein anderes Mal wieder anders handelt, die Fesseln der Convenienz noch nicht kennt oder

von ihnen nichts wissen will, das Seinige nicht klug zu Rathe hält, sondern nach den Eingebungen des Augenblicks unbedenklich seine Habe verschleudert und dafür an einer andern Stelle vielleicht wieder nicht hat, was er braucht. — Auch in dem Leben der Völker lassen sich deutlich ähnliche, denen des Individuums entsprechende Lebensalter wahrnehmen, und es liessen sich, wenn hier der Ort dazu wäre, manche interessante Parallelen ziehen zwischen den Charakteren der Völker und ihren Sprachen.

Nach diesen wenigen Bemerkungen über das Verhältniss und den Charakter älterer und neuerer Sprachen im Allgemeinen, welche wir glaubten vorausschicken zu müssen, wenden wir uns nun zu unserer eigentlichen Aufgabe, dieses Verhältniss im Speciellen an der Sprache der Griechen näher zu beleuchten, mit gelegentlicher Rücksichtnahme auf die ähnlichen Schicksale, welche die verwandte Sprache der Römer gehabt hat, und die ähnlichen Erscheinungen, welche aus diesen resultirt sind. Der Leser wird nur noch gebeten sich zu erinnern, dass er nach dem Titel hier nicht etwas diesen weitschichtigen Gegenstand, von dem einzelne Theile schon mehrmals ganze Bücher gefüllt haben, Erschöpfendes erwarten darf, nicht ein vollständiges Bild, sondern nur einzelne Züge zu einem solchen.

### Entstehung der neugriechischen Sprache.

Wann die neugriechische Sprache entstanden ist, darüber fehlt es an directen Nachrichten, und nach dem, wie man sich die Entstehung einer neuen Sprache zu denken hat, ist es sehr natürlich, dass sich eigentlich auch kein bestimmter Anfangspunkt dafür angeben lässt. Als Gegenstand der Betrachtung existirt sie erst von der Zeit an, wo sie zuerst als Schriftsprache gebraucht wurde, oder wenigstens als solche auf uns gekommen ist, d. h. vom zwölften Jahrhundert an. Die ältesten Proben der neugriechischen Sprache, die uns aufbehalten wurden, sind ein Paar dem Theodoros Ptochoprodromos zugeschriebene, an den Kaiser Manuel Comnenus gerichtete Gedichte, welche Klagen über des Verfassers Lage im Kloster und Bitten um Unterstützung enthalten; etwas jünger, zum Theil jedoch schon aus dem dreizehnten Jahrhundert, sind einige Ritterromane. Mit Gewissheit aber kann man wohl annehmen, dass schon mehre Jahr-

hunderte früher, vielleicht schon im ganzen Mittelalter die neu-griechische oder romäische Sprache die allgemeine Umgangssprache nicht bloss im gemeinen Volke sondern auch bei den Gebildeten war, und dass die altgriechische (hellenische) Sprache, wenn sie auch fortfuhr als Büchersprache gebraucht zu werden, doch aus dem Munde des Volkes schon gewichen war.

Hierin hat das Griechische ganz gleiches Schicksal mit dem Latein gehabt. Etwas früher nur als die romäische erscheint die provençalische Sprache als Schriftsprache, nämlich im elften Jahrhundert, in den Liedern Wilhelms Grafen von Poitiers, und diese sind die ältesten grösseren Proben neuromanischer Sprache. Aber eben dieser Troubadour spricht schon von der Dichtkunst als einer gewöhnlichen Beschäftigung des Adels seiner Zeit, und zu solchem Gebrauche musste die Sprache doch wohl schon eine lange Zeit vorher vorbereitet sein als Umgangssprache auch der höheren Stände. Bis auf uns gekommen ist aus den früheren Jahrhunderten zwar nichts weiter als die bekannten Eidesformeln Ludwigs des Deutschen und des Heeres Karls des Kahlen bei dem Bündnisse dieser beiden Könige gegen ihren Bruder Lothar in der Mitte des neunten Jahrhunderts, aber es liegen wenigstens Nachrichten und Zeugnisse vor, dass die neuromanische Vulgärsprache von höheren und niederen Geistlichen schon seit dem frühen Mittelalter gebraucht und cultivirt wurde. Schon unter Constantin dem Grossen soll der Bischof Fortunatianus von Aquilegia einen Commentar zu den Evangelien geschrieben haben „*brevi & rustico sermone*“, was sich vielleicht auf die neuromanische Sprache deuten lässt, wenn damit nicht etwa nur Stil und Ausdrucksweise bezeichnet sein sollten. Ein Capitular Karls des Grossen von 813 befiehlt, dass „Christus allen seinen Völkern in der römischen Vulgärsprache gepredigt werde“, und Synodalbeschlüsse aus fast eben so früher Zeit schreiben vor, dass die Geistlichen nicht nur beim Gottesdienst sich der Vulgärsprache bedienen, sondern auch die Gebote darein übersetzen sollten. Auch was aus den ersten Zeiten des Mittelalters uns als Latein überliefert ist, trägt, wenn es nicht von Gelehrten herrührt, welche der alten Schriftsprache ganz mächtig waren, so starke Spuren des neuromanischen Charakters, dass es zum Theil nur aus dieser Sprache begriffen

werden kann, und deren Existenz unzweifelhaft macht. Es finden sich Präpositionen statt der Casusformen, in Folge davon Verwechslung und Gleichachtung der Casus, ein zusammengesetztes Futur u. d. gl. Das älteste mir bekannte Document dieser Art ist von 565, also aus der Zeit Justinians, wo es unter Anderem heisst: „tribuo ex more stipulatione et sponsione . . . sarica misticia cum manicas curtas valente siliquas aureas duas; . . . area granaria minore ferro legata valente siliquas duas; . . . armario uno valente siliquas aureas quattuor; sella ferrea plectile valente tremisse uno; mensa et catino ligneos valentes siliqua aurea una“; etc. — In den Gesetzen des Longobardenkönigs Luitprand kommen Stellen vor wie diese: „fiat traditus (adulterus) in manus de parentibus ipsius mulieris nam non in manu mariti sui; — Non reputetur culpa ad proprium dominum; — Veni et occide dominum tuum, et ego tibi habeo facere bonitatem, quam volueris; — Et iterum dixit: feri eum et adhuc, nam si non feceris ego te ferire habeo“; etc. — Die Tabellionen nehmen in ihren Actis oft geradezu zu dem Romanischen ihre Zuflucht, um recht deutlich zu sein. So heisst es in einem Document von 730: „de uno latere corre via publica, de alium latere est terrula Pesinuli plus minus modiorum duo“; — in einem andern von 763: „et si ipsa conjuge super me vixere, et lecto custodierit, avea medietate ipso usufructum“; — in einem dritten von 777: „persolvere debeamus tres urnas de vino et uno porco tremesiale et una berbice, similiter valente uno tremisse“ etc. —

Das Aufsuchen der Gründe, welche in den römischen Landen der neuen Sprache auch als Schriftsprache des gemeinen Lebens den Sieg über die alte verschaffte, würde hier zu weit ab führen. Erleichtert wurde dieser Sieg wohl noch dadurch, dass das Latein, wie es uns als Schriftsprache von dem Alterthum überliefert ist, wohl auch schon im Alterthum selbst nur eine Schrift- und höhere Conversationssprache, nicht Eigenthum der Masse des Volkes war, am wenigsten in den Provinzen. Abweichungen der lingua rustica von der Sprache der Gebildeten in und bei Rom selbst geben schon Varro und Festus an, und solche finden sich zum Theil gerade in der Sprache der heutigen Römer (e st. ac und oe, o st. au); Cicero klagt, dass

so wenig Römer zu seiner Zeit echtes Römisch sprächen. So zahlreiche römische Colonien überall gegründet waren, so lässt sich daraus doch unmöglich auf eine vollständige Latinisirung der Sprache der Provinzialen schliessen, und zugegeben auch, dass die Römer einen systematischen Zwang in der Ausbreitung ihrer Sprache anwandten, so ist doch immer noch nicht ein vollständiger Erfolg desselben unzweifelhaft. Man könnte die Germanisirung slavischer Länder als ein Beispiel eines solchen Erfolges anführen; aber diese Germanisirung ist so ziemlich nur bis an die Grenzen der ursprünglich slavischen Länder gekommen, deutsch ist nicht viel mehr geworden, als was ursprünglich deutsch gewesen war und nur später von Slaven zwar in Besitz genommen, aber nachweislich nur sehr dünn slavisch bevölkert wurde. Die von Alters her ganz slavisch gewesenen Länder sind es noch, obgleich man doch nicht gerade sagen kann, dass die Eroberer sehr säuberlich mit Sprache und Nationalität der Unterworfenen verfahren, und die deutsche Herrschaft hat dort zum Theil fast doppelt so lange gedauert wie die römische in Gallien oder Spanien. Es ist auch nicht schwer, bei den Alten selbst ausdrückliche Zeugnisse für die Fortdauer der Provinzialsprachen neben dem Latein zu finden. Die Falerner hatten noch zu Strabo's Zeit die römische Sprache nicht angenommen; das Oskische wurde noch zu Plinius Zeiten gesprochen; die Massilier hiessen trilingues, weil sie lateinisch, griechisch und gallisch sprachen; Irenaeus, Bischof von Lyon, entschuldigt sich wegen der Fehler in seinen lateinischen Schriften mit dem Umstande, dass er so lange unter den Galliern gelebt, dass er ihre Sprache habe annehmen müssen; ein prätorisches Edict unter Alexander Severus enthält die Bestimmung, dass Fideicommissa in jeder Sprache gemacht werden dürften, nicht bloss in lateinischer sondern auch in punischer, gallischer oder der irgend eines anderen Volkes, und wenn auch immerhin das römische Recht so manche „fictiones juris“ hat, so wird man doch nicht ganze Sprachen fingirt habe!

So viel geht nun wohl aus dem Angeführten hervor, dass die in den Provinzen des Römerreichs zur Zeit der Völkerwanderung eingedrungenen Barbaren hier das Latein zwar als Sprache der Herrscher aber nicht in der Weise als herr-

sichende Sprache antrafen, dass es bei dem nun beginnenden Sprachenkampf von vorn herein so entschieden im Vortheil gewesen wäre.

Nicht so günstig gegen das Hellenische war die römische Sprache gestellt. Schon der Gebrauch der altgriechischen Sprache in so vielen verschiedenen Dialecten würde darauf schließen lassen, dass sie mit der Volkssprache selbst identisch war wenn auch nicht manche Andeutungen bei den Alten diess direct bestätigten. Das Griechische wurde auch nicht so durch ein welteroberndes Volk vielen anders Redenden aufgezwungen und dadurch dem Verderben ausgesetzt. Von den ältesten uns aufbehaltenen Proben der Sprache bis zu den Eroberungen Alexanders, wo etwas der Art geschehen konnte, verfloss eine ziemlich lange Periode, in welcher keine bedeutenden äusseren Störungen in das Leben der Sprache eingriffen. Je günstiger aber die Umstände sich für das Altgriechische und sein Fortleben im Munde des Volkes gestalteten, desto ungünstiger waren sie natürlich der Bildung des Neugriechischen. Dieses wurde, wie oben gesagt, von gelehrten Schriftstellern, nachdem sie lange mit Verachtung darauf herabgesehen hatten, zuerst im zwölften Jahrhundert neben dem Hellenischen als Schriftsprache in Gedichten gebraucht, was schon ein langes Leben im Volke selbst voraussetzt. Den geschriebenen Gedichten müssen wohl lange schon Volkslieder vorangegangen sein, erwähnt werden solche indessen auch nicht früher als von der gelehrten Anna Comnena in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Von der Gestalt und Beschaffenheit der Sprache bis zum zwölften Jahrhundert wissen wir leider nichts Sichereres und Zusammenhängendes, wie ja eine jede Sprache erst dann ein Gegenstand späterer Sprachforschung werden kann, wenn sie Schriftsprache geworden ist, da von der spurlos verhallten mündlichen Rede nichts auf die Nachwelt kommt. Aber wenn auch keine neugriechischen Sprachproben selbst vor dem zwölften Jahrhundert auf uns gekommen sind, so zeigen sich doch an dem Hellenischen des Mittelalters genug Spuren von der Existenz des Römischen, gerade wie an dem Latein aus derselben Zeit die des Neuromanischen, und es war wohl ohne Zweifel schon seit der ersten Hälfte des Mittelalters das Hellenische so gut wie das Lateinische eine todte

Sprache, die förmlich gelernt werden musste wie bei uns, und nur von Gelehrten gebraucht wurde. In den byzantinischen Schulen des Mittelalters machte die Orthographie eine eigene Disciplin aus, und dennoch sind die Handschriften aus dieser Zeit noch voll orthographischer Fehler, wofür zum Theil die Abschreiber selbst am Schlusse sehr naiv um Verzeihung bitten, und welche sich sehr leicht aus dem Umstande erklären lassen, dass ihre Sprache das Neugriechische war. \*)

In den hellenischen Gedichten des Mittelalters zeigt es sich ferner, dass die Quantität nicht mehr in der neuen Sprache lebendig war, und dass sie nur mühsam und mangelhaft von den Gelehrten als eine Ueberlieferung aus dem Alterthume fest gehalten wurde. Bei denjenigen Vocalen, wo in der verschiedenen Schreibung auch für das Auge die Länge und Kürze unterschieden war, und ebenso bei den Diphthongen befolgte man die alten Quantitätsregeln, die so genannten *ancipites* aber —  $\alpha$ ,  $\iota$ ,  $\upsilon$  — wurden, weil hier die Quantität bloss noch Gedächtnissache und darum schwieriger war, ganz willkürlich lang oder kurz gebraucht schon im VIIten Jahrhundert. Orthographische Fehler der Abschreiber zeigen ferner, dass in der Aussprache zwischen einzelnen und doppelten Consonanten kein Unterschied gemacht wurde, was darauf einen Schluss erlaubt, dass auch Positionslängen im Sprechen nicht hörbar waren \*\*).

Diese Eigenheiten der lebenden Sprache beziehen sich zwar sämmtlich nur auf die Lautung nicht geradezu auf die Form, aber nach dem oben angezogenen Ausspruch Madvigs von dem Verhältniss und der Wechselbeziehung zwischen Quantität und Formenreichthum einerseits und Accentuation und Formenarmuth andererseits lassen sich aus den bemerkten Lauteigenhei-

---

\*) Z. B.  $\epsilon\tau\omicron\iota\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\epsilon\iota\nu$  st.  $\epsilon\tau\upsilon\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\epsilon\iota\nu$ ,  $\delta\iota\delta\eta\mu\omicron\varsigma$  st.  $\delta\acute{\iota}\delta\upsilon\mu\omicron\varsigma$ ,  $\kappa\iota\theta\acute{\omega}$  st.  $\kappa\iota\theta\acute{\omega}$ ,  $\tau\omicron\iota\varsigma$  st.  $\tau\iota\varsigma$ ,  $\upsilon\pi\acute{\alpha}\rho\chi\epsilon\iota\nu$  st.  $\upsilon\pi\acute{\alpha}\rho\chi\omicron\iota\epsilon\nu$  u. d. gl.

\*\*) Aehnliches findet sich in den romanischen Sprachen. Im Französischen schreibt man noch Doppelconsonanten, spricht aber häufig nur einfache, im Spanischen schreibt man nach der jetzigen einfachen Orthographie die Consonanten auch schon einfach, im Italiänischen spricht man ohne Rücksicht auf die Quantität der Penultima *Obizzi, mandorlo* u. a. als Dactylen.

ten der griechischen Volkssprache des Mittelalters wohl auch Schlüsse auf die Beschaffenheit ihres Baues machen. Charakteristisch ist es auch, dass man in der Zeit, wo alte und neue Sprache neben einander zu Dichtungen gebraucht wurden, nur in der ersten — gut oder schlecht gemessen — quantitirende Verse schrieb, in der letzten nur accentuirte, weil die volleren Wortformen der einen sich mehr für jenes, die einfacheren und in der Aussprache durch Synecphonesis noch mehr verkürzten Formen der anderen sich mehr für dieses Princip eigneten. Neben den quantitativ gemessenen Versen erscheinen seit dem elften Jahrhundert auch ziemlich häufig nach dem Accent gemessene in hellenischen Dichtungen — die so genannten politischen Verse —, weil eben das ganze Quantitätsprincip nur noch historische Tradition war. Eben so schrieb man im Mittelalter auch accentuirte und gereimte lateinische Hymnen.

Wichtig für das Verhältniss der beiden Sprachen ist noch ein alphabetisches Glossar eines unbekanntenen Verfassers aus dem zwölften Jahrhundert, nicht nur weil es, zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt, eine Menge griechischer Wörter, die also dem Volke schon unverständlich geworden sein mussten, erklärt oder auch nur wegen der unentscheidenden Aussprache der Vocale zum Behuf richtiger Schreibung anführt, sondern auch weil es, gerade wie die Acta der Tabellionen des Mittelalters Romantisches unter dem Lateinischen, viele neugriechische Formen enthält. \*)

Seit dem zwölften Jahrhundert, wo die neugriechische Sprache zuerst in Schriften erscheint, ist sie bis auf den heutigen Tag geschrieben worden und steht als besondere Sprache da wie die neuromanischen, zwischen beiden aber besteht der Unterschied, dass diese letzten durchaus unabhängig vom Lateinischen und sowohl lexicalisch als grammatisch nicht nur unter einander sondern auch gegen das Lateinische vollkommen und scharf abgegrenzt sind, jene aber — die neugriechische — nicht. So sehr auch alles neugriechisch Geschriebene sich von dem Altgriechischen unterscheidet, so kann man doch weder in der Grammatik noch in dem Wortvorrath zwischen beiden eine ge-

\*) Z. B. *ἄς, νά, τοῖς ῥητόροις, ἡ τρίχα, ἔξη, πρὸς ἐμένα, ποτήριον* (st. *ποτήριον*), *ὁ κόλακας* u. a.

naue Scheidelinie ziehen. Es hängt offenbar von der Willkühr der Schreibenden oder von ihrer Kenntniss des Altgriechischen ab, wie weit sie sich diesem nähern wollen. Die Kirchensprache ist fast ganz die hellenische, und diess vielleicht ist mit ein Umstand, der das Altgriechische immer wieder in den Individuen auffrischt und nicht ganz in Vergessenheit kommen lässt. Dazu kommt die Ehrfurcht der Gelehrten vor der alten Sprache und den herrlichen Schätzen ihrer Literatur, denen die neue bei Weitem nicht so viel entgegenzustellen hat wie die neuromanischen Sprachen. Endlich sind wohl noch die politischen Verhältnisse zu berücksichtigen. Die Neugriechen, unter dem harten Druck von Barbaren lebend, konnten nie zu dem freudigen und stolzen Gefühl kommen ein selbständiges Volk zu sein, es gab keinen Abschnitt in ihrem Leben, den sie als eine politische Wiedergeburt ansehen durften \*), alle ihre Grösse und Herrlichkeit lag in der Vergangenheit, und sie konnten nie den freudigen Muth fühlen, ein neues Volksleben zu beginnen. So darf es nicht befremden, dass sie auch in ihren Geisteserzeugnissen sich immer noch an das Alte anklammern, und nicht den Muth haben, frisch und freudig die neue Sprache, wie sie wirklich im Volke lebt, an die Stelle der alten zu setzen. Nur in den Volksliedern zeigt sich diese in ihrer eigentlichen Gestalt, die Sprache in den Schriften der Gelehrten ist ein künstliches Machwerk, eine fast eben so todtte Sprache wie das Altgriechische selbst. Jeder des Altgriechischen Kundige versteht diese Gelehrtensprache ohne grosse Schwierigkeit, nicht so ein Volkslied. — Es wäre zu wünschen, dass die Bemühungen der Gelehrten die Sprache zu reinigen sich nur auf das Ersetzen barbarischer Wörter durch echt griechische, noch verständliche beschränkten, dass sie aber die Sprachformen, wie sie nun doch einmal im Volke leben, nicht ignorirten. Die altgriechische Sprache ganz zurückzuführen und wieder im Volke zu beleben, kann und wird doch nie gelingen, und die neugriechische ist eine schöne, melodische Sprache, die eben so gut selbständig für sich etwas sein kann wie irgend eine der neuromanischen.

---

\*) Das neue griechische Königthum, das zudem nur einen kleinen Theil des Griechenvolkes umfasst, ist zu jung, als dass von diesem und dessen Einfluss auf die Sprache schon die Rede sein dürfte

Dass die Gelehrten diese oder jene Sprachform als niedrig und gemein verwerfen, weil sie vom Altgriechischen abweicht, ist gewiss ein ganz sonderbarer Missgriff. Aus demselben Grunde könnte man dann auch aus dem Italiänischen alle Formen ausmäzen wollen, welche nicht zum Lateinischen stimmen. Der Wortvorrath ist im Italiänischen wohl eben so weit Erbgut aus dem Alterthum wie im Neugriechischen, und in den Sprachformen steht es diesem wohl noch näher als das Neugriechische. Die Versuche des P. Torrielli, mit italiänischen Wörtern und Wortformen lateinische Gedichte zu schreiben, möchten sich schwerlich mit gleichem Erfolg auch im Neugriechischen machen lassen. Dieses steht der alten Sprache offenbar noch ferner, und das Bestreben, sie wieder zu dem Alten zurückzuführen, muss also noch erfolgloser erscheinen.

Man kann wohl genau sagen, was französische, spanische, italiänische Sprache — wenigstens Schriftsprache — ist, aber nicht, was neugriechische Schriftsprache. Die von den Gelehrten und auf deren Standpunkte geschriebenen Grammatiken können natürlich eben so wenig massgebend sein wie ihre Schriften selbst. Wir haben uns hier, so viel es möglich und so weit uns diese zugänglich war, an diejenige Sprache gehalten, welche wirklich im Munde des Volkes, nicht bloss in den Köpfen der Gelehrten lebt.

### Verhältniss der neugriechischen Sprache zur altgriechischen.

Bei der Beleuchtung des Verhältnisses dieser jetzt lebenden (romäischen) Volkssprache zu der altgriechischen (hellenischen) werden wir es 1.) mit der Lautung, 2.) mit dem Bau und 3.) mit dem Wortvorrath zu thun haben.

I. Was die Lautung betrifft, so ist schon im Vorhergehenden ein Unterschied namhaft gemacht worden, nämlich die Quantität in der alten und der Accent in der neuen Sprache. Wir haben zwar auch im Hellenischen neben der in der Versmessung beobachteten Quantität die Accentzeichen, und viele neuere Gelehrte haben geglaubt Beides auch in der Aussprache verbinden zu müssen und zu können. Ich muss gestehen, dass mir ein solches Thun ein vergebliches scheint, besonders wenn

man meint, dadurch wirklich seiner Aussprache etwas Alterthümliches gesichert zu haben. Ausser der Länge giebt es freilich noch zweierlei, wodurch eine Sylbe vor anderen hervorgehoben werden kann, nämlich Stärke oder Schwäche und Höhe oder Tiefe des Tones. In der Musik, wo bekanntlich der Unterschied zwischen guten und schlechten Tacttheilen auch auf der Accentuirung beruht, durch welche es z. B. dem Ohre sogleich erkennbar wird, ob in einem Tacte, der sechs Achtelnoten enthält, der zwei- oder dreitheilige Rhythmus herrscht, je nachdem die erste, dritte und fünfte oder nur die erste und vierte betont wird, — in der Musik, wo Höhe und Tiefe, so wie Länge und Kürze der Töne schon anderweitig, zur Melodiebildung, verwendet werden, kann diese Betonung, dieses Hervorheben einer Note vor den anderen nur noch in der Stärke des Tones bestehen; die griechischen Namen der Accente, *ὀξύς* und *βαρύς*, scheinen dagegen auf Höhe und Tiefe zu deuten. Durch das Eine oder das Andere erscheint es nun jedenfalls wohl möglich noch einen Unterschied zwischen den einzelnen Sylben zu machen ausser durch Länge und Kürze, aber durch welches von den Beiden geschah es bei den alten Griechen? oder geschah es durch eine Verbindung von Beiden, oder noch durch irgend ein Drittes oder Viertes, das wir nicht kennen? Diese Fragen vermag wahrscheinlich Keiner von denen zu beantworten, welche nach Quantität und Accenten zugleich das Altgriechische lesen. Wenn ich nach meinem Gehör urtheilen darf, so habe ich bei solchem Lesen durchaus keinen specifischen Unterschied zwischen Länge und Accent vernehmen können, sondern nur einen quantitativen, so dass der Accent als eine geringere Länge erschien, was wir im Deutschen, wo wie in allen neuen, accentuirten Sprachen Betonung und Verlängerung\*) zusammenfallen, ebenfalls haben und im Gegensatz zu dem Hauptton den Nebenton nennen. Gesetzt nun auch, man brächte es dahin, so hellenisch zu sprechen, dass neben den quantitativ langen Sylben immer noch die accentuirten kur-

---

\*) Es versteht sich, dass hier die Verlängerung im weitesten Sinne gemeint ist, nicht bloss Dehnung des Vocals, sondern jedes längere Verweilen bei der Sylbe, gleichviel ob diess Verweilen den Vocal oder den darauf folgenden Consonanten trifft

zen bemerkbar wären — ich für mein Theil bezweifle es, bis ich gehört, dass Jemand wirklich im Stande ist, in offener Sylbe den kurzen Vocal zu accentuiren neben einer quantitatisch langen, also z. B. *σοπλα* so zu lesen, dass das betonte *z* kurz bleibt und das unbetonte *α* lang —, so bliebe es doch immer noch ungewiss, ob die alten Griechen es in derselben Weise gethan haben. Wenn die Griechen selbst schon vor Jahrhunderten nicht mehr Accent und Quantität neben einander zugleich in Geltung behalten konnten, so mögen wir *βάρβαροι* wohl auch darauf verzichten unserer Philologenehre unbeschadet.\*)

Bei Beurtheilung der sonstigen Lautverhältnisse der alten und neuen griechischen Sprache stösst man auf dieselbe Schwierigkeit. Denn wenn auch die Lautung des Neugriechischen bekannt ist, so hat man es doch auf der andern Seite mit einer ziemlich unbekanntem Grösse zu thun. So lange wir über die Aussprache des Hellenischen nicht im Reinen sind, wird es auch nicht möglich sein, mit Sicherheit zu beurtheilen, wie sie sich zu der des Romäisehen verhält.

Viele haben über die Aussprache des Hellenischen mühevollen und gelehrte Untersuchungen angestellt, aber wohl nicht zwei sind auf ganz gleiche Resultate gekommen. Niemand wird erwarten, dass der Verfasser dieses sich vermessen wird, auf wenigen Seiten etwas Genügenderes geben zu können als die früheren Forscher in ganzen Bänden. Er kann und will sich nur einige Bemerkungen erlauben über jene Forschungen und einige Punkte, welche bei diesen nicht genugsam berücksichtigt scheinen.

Der neueste nicht, aber vielleicht der ausführlichste Vertheidiger des Reuchlinianismus ist Bloch, welcher den Grundsatz vertritt, dass wir beim Lesen des Altgriechischen ganz zu der Aussprache der Neugriechen zurückkehren müssten, weil diese

---

\*) Die Völker finnischen Stammes — wahrscheinlich die einzigen in Europa — haben noch ausser der Länge den Accent lebendig in ihrer Sprache, aber sie sind wohl noch nicht in den Fall gekommen, ihre Sprachmittel an dem Griechischen zu erproben. Im Esthnischen giebt es z. B. ausser *mīna* und *mīna* — auf deutsche Weise gesprochen — noch *mina* mit betonter aber kurzer Anfangssylbe, aber mit Combinationen wie in dem oben angeführten *σοπλα* möchte auch ein des Esthnischen und Finnischen Kundiger doch nicht ganz zurecht kommen.

gar nicht oder vielleicht nur in ganz unbedeutenden Punkten von der in der Blüthezeit des Atticismus abweiche. In den meisten Sätzen, die er der Lehre der Erasmianer entgegenstellt, wird gewiss jeder Unbefangene ihm beistimmen, dass man nämlich bei der Feststellung der Aussprache einer fremden Sprache nicht die subjective Idee von Wohlklang zu Grunde legen dürfe, nicht die Bequemlichkeit zum Dictiren, nicht die Etymologie, nicht den Grundsatz, dass Dehnung und Kürze, Diäresis und Zusammenziehung den Laut des Vocals nicht ändern — denn gegen alles dieses sprechen zahllose Fälle, die in alten und neuen Sprachen vorkommen —, auch nicht Thierlaute, die von verschiedenen Völkern ja so verschieden aufgefasst werden; auch Vergleichung der Dialekte, Analogie anderer Sprachen und Nachbildung der Wörter, besonders Eigennamen, in anderen Sprachen geben keine absolute Gewissheit, zumal wenn die Lautung dieser anderen Sprachen uns auch nicht recht bekannt ist; dazu kommt noch, dass sehr oft einer Sprache diese oder jene Laute einer wenn auch sonst recht nahe verwandten fehlen, dass sie also Wörter aus derselben öfters überhaupt gar nicht ganz genau sondern nur unvollkommen und annähernd nachbilden kann. Einem Spanier würde z. B. eben so wenig gelingen das italiänische *giallo* oder französische *jouir* mit den Schriftzeichen seiner Sprache wiederzugeben, wie einem Franzosen oder Italiäner das spanische *pajaro*.

Auf der anderen Seite aber kann man auch nicht läugnen, dass einige der Principien Blochs auf sehr schwachem Grunde ruhen, und daher können seine Resultate bei allem Fleiss und bei aller Gelehrsamkeit und unpartheiischer Wahrheitsliebe doch auch nicht Jeden überzeugen und befriedigen. Niemand, der seinen Untersuchungen aufmerksam gefolgt ist, wird wohl an der erasmischen Aussprache unserer Schulen darum festhalten, weil er überzeugt ist die genuine altgriechische zu haben, aber eben so wenig möchte man wohl ohne Einschränkung das an die Stelle setzen wollen, was Bloch verlangt. Die Principien, welche wir meinen, sind folgende:

1) die jetzigen Griechen seien die wahren Nachkommen der alten Hellenen und hätten auch noch dieselbe Sprache dieser. — Das Erste ist so sehr in Abrede gestellt worden, dass bekannt-

lich Einige in den Neugriechen — des Festlandes wenigstens — kaum mehr irgend etwas Hellenisches erblicken wollen, und ihre Sprache ist eben so wenig oder noch weniger hellenisch als das Italiänische lateinisch ist. Nicht einmal die Betonung ist ganz hellenisch, was doch Bloch behauptet, um viel Gewicht darauf zu legen, und wenn die Neugriechen auch nur in so viel Punkten in der Aussprache der Vocale von der hellenischen abgewichen wären wie in der Accentuation, so gäbe das schon immer Verschiedenheit genug. Die romäische Sprache kann also deshalb, weil sie hellenisch wäre, eben so wenig massgebend für die Aussprache des Altgriechischen sein wie das Italiänische für die des Latein.

2) Verwechselungen von Buchstaben sind nicht immer, wie er es thut, für einen Beweis des Gleichklanges zu nehmen. Orthographische Fehler in diesem Stücke kommen wohl sehr oft schon bei nur ähnlichen, nicht nothwendig ganz gleichen Lauten vor.

3) Weil von den alten Römern der griechischen Sprache im Vergleich mit ihrer eigenen der Vorzug grösseren Wohlklanges gegeben wird, seinem Ohre aber das Neugriechische wohlklingender ist als die erasmische Aussprache des Altgriechischen, so verwirft er Vieles darum, weil es rauh, grob, dumpf, plump, breit, — kurz übellautend sei, und mit dem Zeugniß der Alten von dem Wohlhant des Hellenischen nicht vereinbar sei, wohl aber die romäische Aussprache. Diess ist nun aber, ohne dass wir gerade gegen ihn der erasmischen Aussprache einen grösseren Wohlhant vindiciren wollen, jedenfalls etwas rein Subjectives, das bei einer auf historischem Wege geführten Untersuchung nicht mit in die Wagschale gelegt werden darf, und das er selbst auch bei Anderen zurückweist, wenn es gegen die neugriechische Sprache gerichtet wird.

4) Die Potenz der Lautzeichen oder Buchstaben ändere sich nicht mit der Aussprache der Wörter, sondern für einen veränderten Wortlaut würden gern auch immer andere Buchstaben gebraucht, und zwar diejenigen, welche diesen Laut anzeigen. -- Diess ist aber keineswegs immer der Fall, sondern oft genug wird, um die Etymologie nicht zu verwischen, eine Schreibart beibehalten, an deren Stelle nach der herrschend geworde-

nen Aussprache eine andere treten sollte, wie das Französische oder Englische oder die verschiedenen Schreibversuche im Walachischen zeigen. Wir können freilich nicht verlangen, dass Franzosen und Engländer in unserem Sinne so schreiben, wie man spricht, und den Buchstaben denselben Lautwerth beilegen, den sie für uns Deutsche haben, aber unmöglich kann man doch annehmen, dass dasselbe Zeichen von Anfang an schon mehrdeutig gewesen, und derselbe Laut von Anfang an schon auf mannichfaltige Weise geschrieben sei. Oder auf das Griechische angewendet: wenn wir auch nicht verlangen können, dass die Buchstaben für die alten Griechen denselben Lautwerth hatten wie jetzt auf deutschen Schulen, so können wir doch auch nicht glauben, dass im Griechischen von Anfang an schon derselbe Laut mannichfaltige Bezeichnungen oder derselbe Buchstab verschiedenen Lautwerth gehabt habe, wie jetzt im Neugriechischen. — Wenn überdiess in eine Sprache Laute kommen, die sie vorher nicht hatte, was bleibt da wohl übrig, wenn man nicht eine neue Schrift annehmen will, als die „Potenz der Lautzeichen“ zu ändern, da man den veränderten Wortlaut nicht durch ein besonderes Zeichen ausdrücken kann. Dass z. B. Cicerone bei den alten Römern eben so gelaute haben sollte, wie die jetzigen es aussprechen, verbietet ganz einfach das Gesetz von der Position, und doch musste dasselbe Zeichen *c*, das anderswo seine alte Aussprache ungehindert behalten haben kann, beibehalten werden, weil man kein anderes an die Stelle zu setzen hatte.

Bloch hat sich nur an historische Daten gehalten, und ist dadurch zu dem Resultat gelangt, dass Zeugnisse zum Theil bis einige Jahrhunderte vor Christo hinauf im Einzelnen die Aussprache der Neugriechen als schon damals gangbar bestätigen, keines aber ihr geradezu widerspricht. Somit findet er also auch keinen Grund, von der durch Tradition vom Vater auf den Sohn vererbten Aussprache abzuweichen, am wenigsten um die Erfindung eines holländischen Philologen aus dem sechzehnten Jahrhundert an ihre Stelle zu setzen. Und in der That, sollte man auch den Erklärungen und Folgerungen Blochs, was den positiven Theil seiner Arbeit betrifft, wegen der oben angeführten schwachen Principien nicht überall unbedingt beizutreten geneigt sein, so wird man doch in dem negativen so ziemlich auf

seiner Seite sein, d. h. in der Weigerung den vollständigen Etacismus für das Richtige zu halten. Diese in unseren Schulen geltende und von den ausgezeichnetsten Grammatikern — zum Theil wenigstens — noch immer vertretene Aussprache gründet sich wirklich auf gar keine sicheren Ueberlieferungen, nicht einmal auf die Autorität des Erasmus von Rotterdam selber \*).

In den später als die Bloch'sche Revision der Lehre von der Aussprache erschienenen Grammatiken ist über diesen Gegenstand nur wenig enthalten, das noch nachgetragen zu werden verdienste. Kühner ist zwar etwas ausführlicher als Krüger, aber eine Begründung des über die Aussprache Gelehrten findet man bei Beiden nicht. Beide geben den Buchstaben die bekannte, in unseren Schulen angenommene Bedeutung, obgleich sie auch einiges dagegen Sprechende anführen. Kühner drückt sich unrichtig aus, wenn er sagt „nach der erasmischen Aussprache“ — was galt denn vor derselben? — „kam zu derselben Zeit die von Reuchlin auf die Aussprache der Neugriechen gegründete auf“ — ; aber Recht mag man ihm geben, wenn er hinzu-

---

\*) Ein Schüler seines Freundes und Hausgenossen, der die Sache wohl wissen mochte, und bei dem keine absichtliche Verfälschung vorzusetzen ist, erzählt die Entstehung unserer gangbaren griechischen Aussprache so (Vossii Arist. I, 23): „Erasmus qua occasione ad scribendum de recta pronunciatione fuerit impulsus, paucis cognitum arbitror. Itaque visum hac de re adijcere, quod in scheda quadam habeo, scripta olim manu Henrici Coracopetraci, viri egregie docti doctisque per familiaris. Ea ita habet: *Audivi M. Rutgerum Reschium, professorem linguae graecae in Collegio Buslidiano apud Lovanienses, meum piae memoriae praceptorem, narrantem, se habitasse in Liliensi paedagogio una cum Erasmo, plus minus biennio, eo superius se inferius cubiculum obtinente. — Henricum autem Glareanum Parisiis Lovanium venisse, atque ab Erasmo in collegium vocatum fuisse ad prandium: quo cum venisset, quid novi afferret interrogatum, dixisse (quod in itinere commentus erat, quod sciret Erasmus plus satis rerum novarum studiosum ac mire credulum) quosdam in Graecia natos Lutetiam venisse, viros ad miraculum doctos, qui longe aliam graeci sermonis pronunciationem usurparent, quam quae vulgo in hisce partibus recepta esset. Eos nempe sonare pro  $\beta$  (vita) beta, pro  $\eta$  (ita) eta, pro  $\alpha\iota$  (ae) ai, pro  $\omicron\iota$  (i) oi, et sic in ceteris. Quo audito Erasmus paullo post conscripsisse dialogum de recta latini graecique sermonis pronunciatione, ut videretur hujus rei ipse inven-*

fügt: „weder die eine noch die andere kann als die echt griechische anerkannt werden; eine jede hat Gründe für und gegen sich“. Sonst wäre aus der Kühner'schen Grammatik noch Folgendes auszuheben.

1) Das  $\eta$  ist als langes  $e$  zu sprechen, wenn es aus zwei  $\epsilon$ , und als  $\ddot{u}$ , wenn es aus Trübung des  $\alpha$  entstanden ist.

2) Bei den uneigentlichen Diphthongen (wo der erste Vocal gedehnt ist) tönt das  $z$  oder  $v$  kaum hörbar nach. -- Diese beiden Punkte sind wohl reine Erdichtungen. Ein doppelter Lautwerth des  $\eta$  je nach seiner Entstehung aus  $\epsilon$  oder  $\alpha$  wird von keinem Alten angegeben, und man muss ausserdem fragen, welchen Laut denn das  $\eta$  da haben soll, wo keine Zusammenziehung aus zwei  $\epsilon$  oder eine Trübung aus  $\alpha$  nachzuweisen ist. Die Erklärung von den uneigentlichen Diphthongen aber widerspricht geradezu den ganz bestimmten und deutlichen Erklärungen der Alten, bei welchen diese Diphthonge mit Jota subsc.  $\acute{\alpha}\varphi\omega\upsilon\omicron\iota$  heissen und das Jota selbst  $\acute{\alpha}\nu\epsilon\kappa\pi\acute{\omega}\nu\eta\tau\omicron\nu$ , was auch Krüger richtig anführt. Kühners Ansicht hiervon theilt auch Ahrens.

3) Diphthonge sind nach seiner Definition „zwei Vocale so verschmolzen, dass sie nur einen Laut, nämlich einen Mischlaut, bilden, beide jedoch dunkel neben einander gehört wer-

---

tor, et obtulisse Petro Alostensi, typographo, imprimendum: qui eum forte aliis occupatus renueret, aut certe se tam cito excudere, quam ipse volebat, non posse diceret, misisse libellum Basileam ad Frobenium, a quo mox impressus in lucem prodiit. Verum Erasmus cognita fraude nunquam ea pronunciandi ratione postea usum, nec amicis, quibuscum familiariter vivebat, ut eam observarent praecepisse. In ejus rei fidem exhibuit M. Rutgerus ipsius Erasmi manu scriptam in gratiam Damiani a Goes, Hispani, pronuntiationis formulam (cujus exemplar adhuc apud me est) in nullo diversam ab ea, qua passim docti et indocti in hac lingua utuntur. Henricus Coracopetraeus Cuceensis. Neomagi 1569.“ — Wenn auch der erste Theil dieses von Vossius mitgetheilten Vorganges nicht ganz so sich verhalten haben sollte, zu welcher Annahme jedoch eben keine Nöthigung vorhanden ist, so ist das Letzte doch wenigstens gewiss, dass Erasmus selbst bei der alten Aussprache blieb. Vossius meint zwar, Erasmus habe gegen seine Ueberzeugung und aus blosser Bequemlichkeit die bisher gewohnte Aussprache beibehalten und diese auch seinen Freunden empfohlen, weil er daran verzweifelt hätte, seiner neuen Sprechweise Anhänger zu erwerben, aber das ist wohl sehr unwahrscheinlich.

den“. Die erste Hälfte hiervon entspricht der Erklärung der alten Grammatiker, die zweite aber widerspricht dieser wieder und stimmt auch nicht zu unserer deutschen Aussprache der Diphthonge. Denn was soll heissen „sie werden dunkel neben einander gehört“? Wenn wir z. B. *ai* nicht als Mischlaut *ä* sprechen sondern *ai*, so lassen wir nicht bloss dunkel sondern deutlich beide Laute hören. Und von zwei Lauten, die beide gehört werden — sei es nun dunkel oder deutlich — kann man auch wieder nicht sagen, dass sie ein Laut sind.

4) Obwohl jeder Vocal in Begleitung des einen oder des anderen Hauches ausgesprochen wird, so erhält doch nur der das Wort beginnende Vocal das Zeichen. — Die erste Hälfte dieses Satzes ist durchaus unverständlich. Sollte des Verfassers Meinung wirklich sein, dass auch an den mit einem vorhergehenden Consonanten zu einer Sylbe verbundenen Vocalen ein Spiritus gehört wird?

5) Das  $\chi$  soll ursprünglich ein blosser Spirant, stärker als unser *j*, gewesen sein, später sich zu dem starren Kehllaut *ch*, zum Theil auch zu dem starren Kehllaut *k* verhärtet haben, oder in den unbestimmten Spiranten *h* (Spiritus asper) übergegangen sein. Das Erste wird durch Vergleichung mit dem Sanscrit und Latein erwiesen, aber solche Vergleichen erweisen eigentlich schon darum nichts, weil man zum Theil eben so gut den Schluss umkehren könnte, dass z. B. im lateinischen hiems das *h* ursprünglich der starre Kehllaut  $\chi'$  gewesen wäre nach dem griechischen *χειμών*, und dann auch, weil überhaupt ja die gleichstämmigen Wörter verwandter Sprachen nicht nothwendig von Anfang her aus den gleichen Lauten bestehen müssen; wenn das sanscritische „hansa“ neben  $\chi\eta\nu$  beweisen soll, dass das  $\chi$  ursprünglich ein blosser Spirant gewesen ist, so könnte nach dem ebenfalls verwandten deutschen „Gans“ oder lateinischen „anser“ auch auf einen ursprünglichen Werth des  $\chi$  als *g* oder als Spiritus lenis geschlossen werden. — Für den Uebergang in *k* und *h* wird *καρπάλιμος* und *ἀρπάλιμος* angeführt, aber wo wäre denn das angeblich ursprüngliche *χαρπάλιμος* zu finden? — Eben so in der Luft schwebend ist die Vermuthung, dass das  $\kappa$  in der Perfectflexion aus  $\chi$  erhärtet scheine, *πεπαίδευκα* für *πεπαίδευχα*.

6) Das Digamma erweichte theils zu dem Vocale *v* und verschmolz hinter anderen Vocalen mit diesen zu den Diphthongen *av*, *ev*, *ηv*, *ov*, *ωv*, z. B. *ραῦς* st. *ράψς*. — Dieser Ansicht stimmen wir gerne bei, da sie zu unserer weiter unten ausgesprochenen Meinung von dem neueren Ursprunge der romäischen Aussprache des *av*, *ev*, passt, und weil hier in der verschiedenen Accentuirung von *ραῦς* und *ράψς* das von uns ausgesprochene Bedenken gegen die Circumflectirung eines kurzen Vocals in den Verbindungen *av*, *ev*, wenn *v* darin Consonant sein soll, zwar nicht ausdrücklich ausgesprochen aber doch angedeutet ist.

7) Regel: „suche die accentuirte Sylbe durch einen geschärften Ton hervorzuheben\*), zugleich aber auch die Länge und Kürze sowohl der Accentsylbe als der unbetonten Sylben hören zu lassen.“ — Diess ist in der Theorie sehr schön, aber mit der Praxis möchte es misslicher sein, wegen welcher wir auf das vorher über diesen Gegenstand Gesagte verweisen. Wir wollen hier nur noch hinzufügen, dass Herr Kühner dieser Regel in der dazu gegebenen Erörterung gleich darauf selbst widerspricht, wenn er lehrt, dass Proparoxytona mit positionslanger vorletzter Sylbe — wie *τύπρεσθαι*, *φέριστος* — mit kurzer Penultima, also als Dactylen, gesprochen werden sollen.

Kürzer hat sich über die Aussprache Krüger gefasst, angemessen der ganzen Anlage seines Werkes. Auch er lehrt nach der erasmischen Aussprache zu lesen, weil sie, „obgleich keinesweges durchgängig fest begründet, sich durch ihre praktische Brauchbarkeit empfehle.“ Was gegen diess Motiv zu sagen ist, wollen wir, da schon oben die Rede davon war, hier nicht noch wiederholen, wir müssen aber bemerken, dass auch er das Lesen nach neugriechischer Aussprache fälschlich als etwas durch Reuchlin erst Verbreitetes bezeichnet. Er giebt ausserdem diese neugriechische Aussprache an, aber nur selten eine Ansicht über den Lautwerth der Buchstaben bei den Alten selbst. Dahin gehört nur Folgendes:

1) Das *σ*, gewöhnlich wie unser weiches *s* gesprochen, tönte wohl meist wie unser scharfes *s* (*sz*).

\*) Krüger spricht sich etwas verschieden davon so aus: „in jedem Wort wird eine Sylbe mit verstärktem und erhöhtem Ton der Stimme gesprochen.“

2) Das  $\eta$ , welches wir gewöhnlich überall wie  $e$ ,  $\ddot{u}$  aussprechen, mochte zum Theil schon bei den Alten dem  $i$  nahe tönen. Ein Grund für diese beiden Voraussetzungen ist nicht gegeben; sie stimmen so ziemlich mit unserer Ansicht überein, wovon weiter unten.

3) Das  $\upsilon$  sprechen die Neugriechen ähnlich aus wie wir ( $\ddot{u}$ ), doch mehr es dem  $i$  annähernd, eben so dass  $\alpha\iota$ . — Diess ist die einzige uns vorgekommene Angabe von einer Verschiedenheit des  $\upsilon$  und  $\alpha\iota$  vom  $\iota$  bei den Neugriechen, und sie würde unsere Ansicht von der Geltung dieser Zeichen bei den Alten unterstützen; nach allen anderen Angaben indessen sollen  $\iota$ ,  $\eta$ ,  $\epsilon\iota$ ,  $\alpha\iota$ ,  $\upsilon$  jetzt ganz gleich lauten, und wir müssen gestehen, es selbst nicht anders von Neugriechen gehört zu haben.

4) Die neugriechische Aussprache des  $\alpha\upsilon$ ,  $\epsilon\upsilon$  (wie  $aw$ ,  $ew$  oder  $af$ ,  $ef$ ) ist wohl uralt, sie war aber bei den Attikern und Joniern weicher. — Für das Erste ist nichts angeführt, für das Letzte nur das bekannte Hundegebell  $\alpha\upsilon\upsilon\upsilon$   $\alpha\upsilon\upsilon\upsilon$  beim Aristophanes (Vesp. 933), das schon Bloch zurückgewiesen hat und mit Recht, wie es scheint.

5) Wahrscheinlich haben auch die alten Griechen (wie die Römer) ihr  $\alpha\iota$  wie  $\ddot{u}$ , ihr  $\epsilon\iota$  meist wie lang  $i$ , ihr  $\alpha\upsilon$  wie  $\ddot{u}$  ausgesprochen. — Auch diess, welches zum Theil mit unserer Ansicht übereinstimmt, steht hier ohne weiteren Beleg.

6) In jedem Worte wird eine Sylbe mit verstärktem und erhöhtem Ton der Stimme ausgesprochen. Wenn ein Wort zwei Accentzeichen hat, so erhält die letzte der betonten Sylben den (vorherrschenden) Hauptton. — Das Letzte ist, so viel wir wissen, von früheren Grammatikern nicht behauptet, hier aber weiter nicht begründet, obgleich an sich ganz wohl denkbar.

Reicher über denselben Gegenstand ist ohne Zweifel die Abhandlung „über die neugriechische Aussprache der hellenischen Sprache“ von R. J. F. Henrichsen, die ich in desselben Verfassers Schrift „über die so genannten politischen Verse bei den Griechen“ erwähnt gefunden, mir aber nicht habe verschaffen können, und daher hier unberücksichtigt lassen muss.

Neben dem von Bloch und den meisten anderen Forschern fast ausschliesslich eingeschlagenen historischen Wege giebt es noch einen anderen, die im Alterthum geltend gewesene grie-

chische Aussprache zu ermitteln, den physiologischen, welchen in der neueren Zeit Dr. Rapp betreten hat. Er hat in seinem „Versuch einer Physiologie der Sprache“ nachzuweisen gesucht, dass die menschliche Sprache, obgleich vom Menschen nicht trennbar, doch gewissermassen auch selbst ein lebender Organismus ist, und ein eigenes, zum Theil von menschlicher Willkühr unabhängiges, auf bestimmte Naturgesetze basirtes Leben lebt, und in Folge dessen in einer stetigen allmählichen Umwandlung begriffen ist. Wenn die Anwendung der allgemeinen Lebensgesetze der Sprachen auf das Griechische insbesondere dasselbe Resultat ergäbe, zu welchem Andere auf historischem Wege gelangten, so würde diess ohne Zweifel beiden Theilen zu einer grossen Befriedigung gereichen, und die Wahrscheinlichkeit des Resultates um ein Ansehnliches vermehren. Diess ist aber leider nicht der Fall. Rapp hat gefunden, dass der jetzigen romäischen Aussprache des Griechischen gar wohl die erasmische — grossen Theil wenigstens — vorangegangen sein könne, aus welcher sie sich hervorgebildet habe nach den nämlichen allgemeinen physiologischen Gesetzen, deren Walten auch in anderen Sprachgebieten sich zeige. Wenn aber diese Ansicht der Sache auch die Blochsche nicht bestätigt, so sieht man leicht ein, dass sie ihr auch nicht nothwendig widerspricht. Es kann immer vor den historischen Zeugnissen, auf welchen Bloch fusst, noch ein anderer Zustand der Sprache da gewesen sein, und er hat ja ausdrücklich der Geltung der bei den Neugriechen üblichen Aussprache nur höchstens die Zeit des blühenden Atticismus vindiciren wollen und keine frühere. Rapp aber mag darin fehlen, dass er nach den ungenauen Angaben Buttmanns gehend, den von ihm angenommenen Primitivzustand der Sprache viel später noch will gelten lassen, als er nach Blochs und Anderer historischen Forschungen soll gegolten haben.

Was den Werth der Consonanten betrifft, da sind beide wohl einig, da es auch Rapp für unmöglich hält, dass das reiche System derselben mit allen seinen Feinheiten aus einer Ausartung der Sprache sollte hervorgegangen sein; am stärksten von einander abweichend sind die beiden Forscher in Beziehung auf die Diphthonge, da auch Rapp, wie Buttmann

und die anderen Grammatiker, den Ausdruck „Diphthong“ in der Bedeutung nimmt, die er für die deutsche Sprache hat, und behauptet, dass z. B. *αζ*, *οζ*, *εζ* ursprünglich gelautet haben müssten, wie die gleichen Vocalverbindungen im Deutschen. Die Möglichkeit hiervon für eine Zeit vor der, aus welcher wir historische Zeugnisse haben, dass diese sogenannten Diphthonge nur einen einfachen Laut hatten \*), kann freilich nicht bestritten werden, doch geht er von anderen Voraussetzungen aus, die auf das Griechische gerade schwerlich Anwendung finden können. Er sagt nämlich (I. S. 221): „wenn eine Sprache auch ihre Buchstabenschrift zum Theil von aussen empfängt, so wird sie doch im Ganzen schreiben, wie sie hört, und man kann präsumiren, dass sie die Laute rein hört, und dass sie z. B. nicht zwei Laute für ein Zeichen verwenden wird“ — und (I. S. 233) „dass die Auflösung des *εζ* und *ου* in einfache Vocale nicht etwas Ursprüngliches sein konnte, ist durch diese Bezeichnung selbst genug bewiesen, denn eine Sprache, die sich ihre Schrift nach dem Gehöre schafft, hat keine Veranlassung, einen einfachen Laut durch ein Doppelzeichen darzustellen“. — Diess ist weder durchaus richtig noch auf das Griechische anwendbar. 1) Es ist nicht richtig, so oft das entlehnte Alphabet nicht eben so viel und eben die Laute bezeichnete, zu deren Bezeichnung es entlehnt wurde, sondern einerseits zu reich oder andererseits zu arm ist. Die meisten slavischen Völker bedienen sich des lateinischen Alphabets, weil es aber für ihren Lautreichtum nicht ausreicht, so haben sie vielfache Zusammensetzungen erdenken müssen für ihre einfachen Laute; ja uns Deutschen selbst geht es nicht

---

\*) Sextus Empiricus adv. grammat. I, 3 sagt ausdrücklich, Diphthonge seien Elemente (*στοιχεῖα*), die zum Schluss der Sylbe den selben Laut behalten, den sie zu Anfang derselben gehabt haben. — Nun ist zwar der berühmte Skeptiker Sextus Empiricus nicht mehr aus der Zeit des blühenden Atticismus, aber jedenfalls aus einer Zeit (im zweiten Jahrhundert nach Christo), aus welcher wir noch nicht die geringste Spur des Römischen haben, und welche von altgriechischer Aussprache jedenfalls mehr Kunde hatte und besser Zeugnisse geben kann als alle Philologen des neunzehnten Jahrhunderts.

anders mit unserem *ch* und *sch*. Die Perser und Türken haben die arabische Schrift angenommen, diesem fehlen aber einerseits Zeichen für eigenthümlich persische und türkische Laute, für welche nun neue Bezeichnungen erfunden werden mussten (*p*, *tseh*, *sh*, *n̄*), andererseits hat es einen Ueberfluss an Sibilanten, von welchen Türken und Perser allerdings mehre als gleich bedeutend nehmen und auch so verwenden, nicht bloss in den aus dem Arabischen entlehnten sondern auch in eigenen Wörtern (*sad* = *sin*; *dhad*, *dha*, *tse*, *dsal* = *dse*). Eben so hat auch das Griechische von den vier Sibilanten des semitischen Alphabets nur einen in dieser Qualität gebrauchen können, zwei zur Bezeichnung von Doppelconsonanten verbraucht, und einen ganz aufgegeben oder doch nur als Zahlzeichen angewendet. — 2) Die angeführten Behauptungen leiden keine Anwendung auf das Griechische, weil die Griechen sich ihre Schrift nicht nach dem Gehöre geschaffen, sondern anerkannter Massen ein schon fertiges Alphabet entlehnt und — wohl oder übel — ihrem Lautsystem angepasst haben. Die Alphabete der meisten Sprachen würden reicher sein als sie sind, wenn nicht dieser Fall des Entlehnens so gewöhnlich wäre. Ein Beispiel vom Gegentheil zeigt das Armenische. Als im fünften Jahrhundert Miesrob statt der bisher gebrauchten fremden und unzugänglichen Alphabete ein neues von 38 Zeichen erfand und einführte, so lässt sich wohl denken, dass es ganz den Bedürfnissen der Sprache angemessen war, und vergleicht man es mit dem griechischen, syrischen und persischen, deren sich bis dahin die Armenier bedient hatten, so begreift man nicht, wie es möglich war, den Lautreichtum ihrer Sprache in dieses enge Kleid zu zwingen, und offenbar muss die Lautbezeichnung sehr zweideutig und mangelhaft gewesen sein. — Könnte es nun nicht den Griechen mit ihrem semitischen Alphabete eben so gegangen sein? — Nach dem Romäischen zu schliessen erscheint wenigstens das Schriftsystem unvollkommen, und unzureichend gegen das Lautsystem, die Bezeichnung des letzten also mangelhaft.

Namentlich musste diess gewiss schon im Alterthum mit den Vocalen der Fall sein. Das semitische Alphabet hat gar keine Vocalbuchstaben, und wenn nun auch die Griechen die ihnen entbehrlichen Hauch- und Kehllaute (*Alef*, *He*, *Chet*,

*Ain*) nebst dem *Jod* dazu verwandten, so sieht man leicht ein, wie wenig zureichend dieser Nothbehelf sein musste. Es möchte wohl jede Sprache, die geschrieben wird, mehr einfache Vocal-laute als einfache Zeichen dafür haben. Man beachte nur, wie wenig im Deutschen die fünf Vocalbuchstaben ausreichen; wie wir genöthigt sind, theils einem Zeichen (*e*) mehr als einen Laut zuzutheilen, theils Zusammensetzungen für Einzellaute zu gebrauchen, wie *ae*, *oe*, *ne* oder *ui* (*ü*, *ö*, *ü*). Von dem indifferenten *A* erstreckt sich einerseits eine Reihe mit steigender Erhebung der Zunge bei gleicher Mundöffnung gebildeter Vocale bis zum *I*, welche man die hellen, und andererseits eine Reihe mit zunehmender Verengung der Mundöffnung bei gleicher Lage der Zunge gebildeter bis zum *U*, welche man die dumpfen nennen könnte; zwischen diesen Vocalreihen liegt noch eine dritte bis zum *Ü*, welche durch beide Prozesse zugleich gebildet wird, und deren Vocale daher gemischte heissen mögen. Man kann sich leicht überzeugen, dass *Ü* entsteht, wenn man den Mund so weit verengt, wie zum *U*, und die Zunge so hoch erhebt, wie zum *I* nöthig ist, ferner, dass eben so das *Ö* aus der Combinirung der Thätigkeiten entsteht, welche zu der Bildung des *O* und *E* nöthig sind. Auf allen drei Lautscalen, als deren äusserste Gränzen vom *A* aus gerechnet *I*, *Ü* und *U* erscheinen, sind nun natürlich sehr viele Punkte und diesen entsprechende Vocallaute möglich, die sich durchaus nicht absolut bestimmen lassen. Wir merken wohl, dass wir vom *A* durch allmähliche Erhebung der Zunge erst zu *I*, dann zu *E* und endlich zu *I* gelangen, aber auch, dass zwischen allen diesen eine Menge Uebergangslaute liegen, von welchen wir keinen Gebrauch machen, wenigstens in so fern als wir in der Schrift keine Bezeichnung dafür haben. Mehr als zwei Zwischenpunkte auf jeder Scala sind wohl schwer in einer Sprache deutlich aus einander zu halten, und mehr bezeichnet auch darum nicht leicht eine Schrift\*); bei den dumpfen und gemischten Vocalen ge-

---

\*) Das Französische soll zwar nach den Theoretikern dreierlei *E* haben (*e très-ouvert*, *e moyen* und *e fermé*) und für jeden dieser Laute verschiedene Bezeichnungen, aber in der Praxis werden sie gewiss nicht immer klar unterschieden, und über den Werth der vie

schieht diess meist nur mit einem. Da aber alle diese Punkte, wie schon bemerkt, keine festen sind, so wird das, was eine Schriftsprache z. B. mit *E* bezeichnet, nach Individuen und Dialecten, auch nach den Verbindungen mit anderen Lauten, sehr verschieden klingen können (näher zu *A* oder zu *I*), und noch grösser kann die Mannichfaltigkeit werden, wenn man den Werth des Zeichens *E* in verschiedenen Sprachen untersucht. Auch die Extreme selbst einer jeden Scala haben keine absolute Geltung, sie erscheinen, möchte man sagen, bald mehr bald weniger weit getrieben, und wenn z. B. ein Norddeutscher oder ein Holländer in einer geschlossenen Sylbe *I*, *Ü* oder *U* zu sprechen vermeint, so wird es einem Süddeutschen fast eher wie *E*, *Ö* oder *O* klingen im Vergleich mit dem, was er unter *I*, *Ü* und *U* versteht.

Diese Verhältnisse sollten hier nicht eben als etwas Neues aufgestellt werden; es ist nur nöthig, sie sich bei den Untersuchungen, von welchen hier die Rede ist, immer zu vergegenwärtigen, um einzusehen, wie misslich es ist, ein Paar Jahrtausende zurück aus den mit beschränkten Mitteln uns überlieferten Symbolen die wahren Laute bestimmen zu wollen. Die Resultate solcher Forschungen werden bei den Consonanten immer nicht weit über die Wahrscheinlichkeit, bei den Vocalen kaum bis zu dieser gehen können. Betrachten wir jetzt das neugriechische Lautsystem selbst etwas genauer nebst dem, was sich ihm aus dem Altgriechischen zur Seite stellen lässt. Wenn dabei auch auf Analogien anderer Sprachen Rücksicht genommen wird, so mag man das nicht im Widerspruche finden mit dem, was oben über das Unzuverlässige derselben gesagt wurde. In einer Sache, wo es keine unumstössliche Gewissheit geben kann, da können freilich auch Sprachanalogien keine geben, aber interessant bleiben sie dem Sprachforscher jedenfalls, und wenn sie auch keine äussere Beweiskraft haben, so können sie doch dazu beitragen den Resultaten der Forschung einen inneren Halt zu geben, indem sie zeigen, dass dieselben wenigstens nicht

---

len Bezeichnungen sind nicht einmal gute Sprachlehrer immer mit den Theoretikern einverstanden, eben so wenig diese letztern selbst unter einander.

im Widerspruche stehen mit dem, was anderswo in dem Leben der Sprachen beobachtet worden.

Mit Vocalen ist die romäische Sprache nur dürftig ausgestattet, die gemischten Vocale fehlen ihr ganz, und in den beiden anderen Reihen hat sie nur einen Zwischenpunkt, also im Ganzen fünf Vocale, welche unseren *a*, *ä*, *i*, *o*, *u* entsprechen, und zwar lang und kurz, was bloss durch den Accent unterschieden wird.

*A* wird *α* bezeichnet, und es ist kein Grund da, anzunehmen, dass diess *α* im Hellenischen eine andere Bedeutung gehabt hätte; damit sind auch alle Forscher über diesen Gegenstand von jeher einverstanden gewesen.

Für *Ä* steht *αι* und *ε* ohne merklichen Unterschied, und diess scheint schon zu Ulfilas Zeiten so gewesen zu sein, denn er drückt in Namen das *ε* auch mit *αι* aus, welche Bezeichnung für den *Ä*-Laut er wohl mit der Buchstabenschrift selbst aus dem Griechischen entnahm, z. B. Patrus (*Πέτρος*), aber auch Galeilaia (*Γαλιλαία*). Sein *e* brauchte er für *ε* vielleicht darum nicht, weil es ihm höher nach *i* hin lautete (franz: *e fermé*), oder weil es, wie im Deutschen, unbestimmt war, und beide Laute bezeichnete.

Für *I* giebt es mehre Bezeichnungen, *ει*, *ι*, *οι*, *υ*, *η*, jetzt alle gleichlautend, und diess ist besonders ein Grund, warum man den Reuchlinianismus übellautend gescholten hat\*), aber gewiss mit Unrecht. Das Romäische ist, von einem Neugriechen gesprochen, eine sehr wohl lautende Sprache, und das Englische hat wohl auch noch Niemand darum übelklingend gefunden, weil es für das *I* eben so viel und noch mehr Bezeichnungen hat. Damit übrigens, dass eine Sprache mehre Bezeichnungen für den *I*-Laut hat, ist ja auch noch gar nicht gegeben, dass dieser Laut überhaupt häufiger darin vorkäme als in anderen Sprachen, oder häufiger, als mit dem Wohl laut verträglich wäre.

---

\*) Einer der neuesten griechischen Grammatiker, Krüger, heisst noch — als abschreckendes Beispiel! — den Vers aus dem Aeschylus (Ag. 1019) *πειθοι' αν, ει πειθοι' απειθοιης δ' υως* nach der reuchlinischen Aussprache zu lesen.

Unser *O* ist *o* oder  $\omega$ , nur orthographisch verschieden aber ganz gleichlautend; — unser *U* ist *ov*.

Diphthonge, nach unserer deutschen Weise gesprochen, hat das Neugriechische durchaus nicht, eben so wenig unser zwischen *A* und *I* liegendes *E*. Dass dem letzten das  $\eta$  im Altgriechischen entsprochen habe, ist wohl höchst wahrscheinlich, obgleich die historischen Forscher diesem Zeichen den Laut *I* vindiciren wollen. Die für das *E* sprechenden äusseren Gründe sind besonders, dass Ulfilas dafür sein *e* gebraucht — und Transscriptionen griechischer Wörter in das uns näher stehende Gothische haben für uns doch wohl noch mehr Gewicht als die in's Lateinische, wo übrigens auch wohl vorherrschend *e*, seltener *i* dafür steht —, und dass in einigen Fällen sogar jetzt noch die Neugriechen  $\ddot{\eta}$  dafür sprechen, z. B. in  $\xi\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$  und im Coniunctiv des Passivs; der jetzt herrschenden Orthographie gemäss schreibt man natürlich in solchen Wörtern nicht mehr  $\eta$  sondern  $\epsilon$ . Dass die Zeugnisse der Alten nicht nothwendig für ein *I* sprechen, sondern auch die Deutung auf einen Mittellaut zwischen *I* und *E* zulassen, giebt auch Bloch zu, und dasselbe sagt ausdrücklich auch der von ihm angeführte Quintilianus (Instit. orat. I, 4 „in Here (d. h. *Ἡρῆ*) neque e plane neque i auditur“). Gewichtiger noch scheinen mir einige innere Gründe. Unerklärlich wäre es, dass das Griechische, das in dem entlehnten semitischen Alphabet so wenig seinen Bedürfnissen genügende Zeichen fand, dass es zu Zusammensetzungen seine Zuflucht nehmen musste, doch auf der anderen Seite von vorn herein so verschwenderisch gewesen wäre, zwei Zeichen (das *Jod* und *Chet*) für den ganz gleichen Laut *I* zu verbrauchen. Wenn nun aber  $\eta$  also qualitatisch von  $\epsilon$  verschieden war, so konnte es schwerlich tiefer als  $\epsilon$  liegen, d. h. zwischen diesem und dem *A*. Es liegt in der Natur der Sache, dass, wenn eine Sprache in der hellen Vocalreihe drei oder vier Punkte unterscheidet, diese unter einander gleich weit ab liegen werden, weil nur so die Lautunterschiede am besten in's Ohr fallen; bei dreien würde also zwischen den Grenzpunkten *A* und *I* noch ein *E* sein, welches zwischen jenen beiden in der Mitte läge, bei vieren aber wird nothwendig der vierte nicht zwischen demselben *E* und einem der Grenzpunkte

in der Mitte liegen können, weil so drei Laute im Vergleich mit dem vierten unverhältnissmässig nahe zusammenfielen und nicht bequem unterschieden werden könnten. Die Stimme wird also das vorher in der Mitte liegende, zu *A* und *I* gleich gestimmte *E* (e moyen der Franzosen) der einen Gränze näher rücken, also etwa zu *Ä* machen, und dadurch auf der anderen Seite Raum gewinnen zu einem neuen Incidenzpunkt, dessen Laut nun also dem *I* näher sein muss als das erste *E* der dreilautigen Reihe. Diese Stelle nun mag mit grosser Wahrscheinlichkeit dem  $\eta$  angewiesen werden, die erste Voraussetzung zugegeben, dass die Griechen eine vierlautige Scala in der hellen Vocalreihe hatten. Nun zeigt sich freilich das  $\eta$  immer auch quantitatisch verschieden von  $\varepsilon$ , aber diess spricht eher für als gegen die obige Annahme. Nur in der Dehnung ist nämlich eine vierlautige Vocalreihe deutlich einzubalten, in der Kürze wird nur ein einzelnes, zwischen  $\eta$  und  $\ddot{u}$  liegendes *E* bequem zu gebrauchen sein. Die viertheilige, gedehnte Reihe scheint im Altgriechischen gewesen zu sein:  $\alpha$ ,  $\alpha\iota$  (wovon unten),  $\eta$ ,  $\iota$ , die dreitheilige, kurze  $\alpha$ ,  $\varepsilon$ ,  $\iota$ . Im Romäischen, wo mit Beibehaltung der alten Orthographie alle fünf Zeichen ( $\alpha$ ,  $\alpha\iota$ ,  $\varepsilon$ ,  $\eta$ ,  $\iota$ ) geblieben sind, musste sich, da das Aufgeben der Quantität die Vocalzeichen alle zu *ancipites* machte, ihre Bedeutung nothwendig modificiren, und das Natürlichste war, dass  $\alpha\iota$  mit  $\varepsilon$ ,  $\eta$  mit  $\iota$  zusammenfiel. \*) Im Englischen ist eben so das gedehnte *E* zu *I* geworden. Dass die Lautverschiebung nicht eine andere Richtung nahm, d. h. dass nicht  $\eta$  mit  $\varepsilon$ ,  $\alpha\iota$  mit  $\alpha$  zusammenfiel, ist nicht zufällig, sondern hat seinen Grund in einem weit verbreiteten und darum, wie es scheint, allgemeinen Naturgesetz für den Entwicklungsgang der menschlichen Sprache. Diess ist die Neigung der Laute, nach dem *I* sich zu bewegen, sowohl in der eben besprochenen hellen Vocalreihe als in der dumpfen durch die gemischte hindurch. So

\*) Unsere oben gebrauchte Bezeichnung *Ä* für  $\varepsilon$  ist in so fern eigentlich nicht ganz genau, als *Ä* nicht eine Mitte zwischen *A* und *I* bezeichnet, aber wir hatten keine bessere, denn unser *E* ist zweideutig, da es sowohl dem  $\eta$  entspricht (wie in „Seele“) als auch dem  $\varepsilon$  (wie in „sehelten“, von welchem der Coniunctiv „sie schälten“ wohl nur sehr wenig sich in der Aussprache unterscheiden möchte.

wird *I* nicht *E*, *Ä* nicht *A*, aber umgekehrt (wie im Englischen), *E* nicht *Ö*, *I* nicht *Ü*, aber umgekehrt (wie in deutschen Dialekten). Neben der alten Schreibweise *maxumus*, *optumus* u. a. findet sich schon bei den Alten *maximus*, *optimus*, aber Quintilians Worte (a. a. O. I, 4 *Et medius est quidam V et I literae sonus*) lassen schliessen, dass die Römer schon einen Mischvocal *ü* hatten und zwar namentlich auch in den obenangeführten Wörtern (wo vielleicht ursprünglich ein *U*-Laut gewesen war), denn Quintilian fährt gleich darauf fort: „non enim sic optimum dicimus ut opimum“. Im Italiänischen ist jetzt in *massimo*, *ottimo* der Vocal der zweiten Sylbe vollkommen *I*.

Gegen die hier angenommenen Lautveränderungen in der hellen Vocalreihe wird vielleicht Niemand viel einwenden, da sie nicht nur an sich naturgemäss sind, sondern auch geschichtliche Zeugnisse ihnen nicht gerade widersprechen. Darum wird vielleicht die Hypothese nicht zu gewagt sein, wenn wir in der dumpfen Vocalreihe einen ähnlichen Vorgang annehmen, obgleich er sich hier nicht so zusammenhängend deduciren lässt. Auch hier ist nämlich die durch die gleichen Umstände sehr auffallende Erscheinung von zwei angeblich gleichlautenden und nur quantitativ verschiedenen Vocalen, *o* und *ω*, und man ist sehr versucht, auch hier, wie bei *ε* und *η*, zugleich einen qualitativen zu vermuthen, wofür schon der dialektische Wechsel von *κόρος*, *κοῦρος* und *κῶρος* u. a. zu sprechen scheint. Wenn mit *o* und *ω* in der dumpfen Vocalreihe zwischen *A* und *U* zwei Lautstellen bezeichnet sein sollten, so würde die eine davon einem mehr nach *A*, die andere einem mehr nach *U* liegenden *O* entsprechen, etwa was die Italiäner auch haben und *o aperto* und *o chiuso* nennen. Da das altgriechische *o* aber nur ein kurzer Vocal ist wie *ε*, so könnte ihm als Länge *av* zur Seite gestanden haben, wie dem *ε* das *αι*, so dass für den kurzen Laut, wo die Qualitäten der beiden *O*-Laute sich nicht so gut unterscheiden lassen, ein mittleres *O* — das *ο μικρόν*, wie *ε* in der hellen Vocalreihe —, für die Länge aber, wo diese Unterscheidung leicht ist, die Zeichen *av* und *ω* eintreten, wie dort *αι* und *η*. Da *av* so wenig wie *αι* Diphthong in unserem Sinne gewesen sein kann, so stände der Annahme einer einfach vocalischen Geltung desselben weiter nichts ent-

gegen, als was man für die consonantische Geltung des *v* nach Vocalen anführt, worauf wir noch unten kommen werden. Sonst liesse sich für unsere Ansicht noch anführen, 1) dass auch im Französischen mit *au* ein *O* bezeichnet wird und zwar auch ein vom *o* etwas verschiedenes; 2) dass Ulfilas *au* nicht bloss für *av* sondern auch für *o μικρόν* schreibt, gerade wie *ai* für *αi* und *ε*; 3) die Armenier, weche in ihrem sehr vorbedächtig construirten Alphabet neben dem langen, reinen *O* jetzt noch ein anderes, ursprünglich gewiss auch qualitätisch verschiedenes *O* haben, gebrauchten dieses letzte früher nicht bloss für das griechische *o μικρόν* sondern auch für *av*, z. B. in den beiden Sylben des Namens *Παῦλος*. — Wie bei der schwindenden Quantität *η* und *ι* zusammenfielen, so würden dann auch die beiden *O* zusammengefallen sein in die jetzt ganz gleichlautender *ω* und *ο*, während in *av* dagegen eine consonantische Geltung des *v* eintrat.

Die hier aufgestellten Hypothesen über die beiden Vocalreihen des Hellenischen ermangeln zwar zum Theil der Hülfe historischer Zeugnisse, aber Wahrscheinlichkeit und Consequenz wird man ihnen wenigstens nicht absprechen können. Jede Reihe hätte vier lange oder drei kurze Laute gehabt, und im Neugriechischen, wo alle Vocale *incipites* wurden, reducirten sich die Laute überhaupt auf drei je nach der Accentuation lange oder kurze, während, da man die alte Orthographie nicht änderte, in der Schrift alle die früher gebrauchten Zeichen blieben bis auf *av*, welches eine andere Deutung bekam.

Es bleiben uns noch einige Bemerkungen übrig über die so genannten Diphthonge. Da es im Hellenischen Diphthonge soll gegeben haben, aber nicht in unserer deutschen Weise gesprochen, so dass nämlich der Vocal bei einer Intonation sich in zwei Laute spaltet, sondern so dass er von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibt, so kann darunter wohl — wenigstens in der Zeit, aus welcher diese Definition uns überliefert ist, d. h. zur Zeit des Kaisers Commodus — unmöglich etwas Anderes verstanden sein als das, was wir oben gemischte Vocale genannt haben. Wir drücken im Deutschen einen Laut, der durch die Vereinigung der zu *O* und *E*nöthigen Thätigkeiten hervorgebracht wird, mit *Oe* (*ö*) aus, eben so den aus *U*

und *I* combinirten mit *U* oder minder gut und genau mit *Ue* (*ü*), und es ist so natürlich, solche Laute durch zusammengesetzte Zeichen auszudrücken, dass man sich wundern müsste, wenn die Griechen nicht darauf verfallen wären. In der hellenischen Schrift sind es daher ohne Zweifel die Zusammensetzungen *av*, *ev* (*ηυ*), *ov*, *ai*, *ei*, *oi*, unter welchen man die Mischvocale zu suchen hat. — Wenn wir zuerst die drei ersten mit *v* zusammengesetzten betrachten, so wird es nöthig sein, einige Worte über das amphibische *v* selbst und seine vermuthlichen Schicksale vorausgehn zu lassen. \*

Das semitische Alphabet hat drei Consonanten (*Alef*, *Vav*, *Jod*), welche mit den Vocalen eine gewisse Verwandtschaft zeigen, nach ihnen quiesciren, ihnen gleichsam zur Stütze dienen, und daher in der unpunktirten (vocallosen) Schrift gleichsam ihre Stellvertreter sind. Diese gaben sich am natürlichsten und zuerst zur Bezeichnung der Vocallaute her, als das Alphabet zu den Griechen kam, und die Griechen mochten sich zu allererst vielleicht damit begnügen, ausser dem in der Mitte liegenden Anfangspunkt beider Vocalreihen, *A* (*Alef*, *α*), nur ein Zeichen für die dumpfe Vocalreihe zu haben, *v* (*Vav*), und eines für die helle, *i* (*Jod*). Dieselbe Oeconomie haben noch jetzt die Araber und alle Völker, welche ihr Alphabet angenommen haben, denen ein Vocalzeichen (Vocalpunkt), das *Fatha*, für *A* und *Ae*, ein zweites, *Kesre*, für *E* und *I*, ein drittes, *Dhamma*, für *O* und *U* gilt. -- Nun hatte aber die Consonantenreihe noch einige für die griechische Sprache unbrauchbare und überflüssige Zeichen, worunter die für die gehauchten Kehlbuchstaben zugleich der Vocalnatur sich einigermaßen nähernde Laute bezeichneten; es lag daher sehr nahe, aus ihnen die Vocalreihe zu ergänzen. Eben so haben auch die Neuhebräer im Judendeutsch, wo das *Ain* überflüssig ist, dieses für *E* eintreten lassen, so wie *Alef* und *Jod* nach Art der Griechen für *A* und *I*. Die Griechen gewannen also aus *He* das *ε* zwischen *α* und *ι* und aus dem *Ain* das *ο* zwischen *α* und *υ*, und diese hinzugekommenen Vocale befinden sich im griechischen Alphabete daher an den dem *He* und *Ain* im semitischen Alphabet entsprechenden Stellen. Wir müssen noch bemerken, dass die alte Figur des *Ain* auch der des griechischen *ο* ent-

spricht, daher sein Name („Auge“). Nachdem besondere Zeichen für den Spiritus lenis und asper eingeführt waren, blieb noch disponibel das anfangs als Aspirationszeichen verwendete *Chet*, aus welchem nun das gleichnamige  $\eta$  für einen Laut zwischen  $\epsilon$  und  $z$  entnommen wurde; für die dumpfe Vocalreihe aber war für den entsprechenden Laut zwischen  $o$  und  $v$  kein passendes Zeichen mehr da im semitischen Alphabet, weshalb später nebst einigen diesem Alphabet ebenfalls fehlenden Consonanten eines hinzu erfunden werden musste, nämlich  $\omega$ .

Nach dieser Darstellung wäre also für  $v$  als erste vocalische Geltung nur  $U$  anzunehmen; ob ein reines  $U$ , wie im Deutschen, oder ein dem *Ue* ( $\ddot{u}$ ) sich näherndes, wie im Schwedischen, muss unentschieden bleiben; das Letzte würde freilich den Uebergang in die in unseren Schulen jetzt angenommene Aussprache des  $v$  vermittelt haben, es ist aber nicht gerade nöthiges deshalb anzunehmen, dabei den romanischen Sprachen ja auch das reine  $U$  der übrigen im Französischen *Ue* ( $\ddot{u}$ ) geworden ist.

Consonanten, welche der gleichen Function der semitischen *Alef* und *Jod* entsprochen hätten, besass das Hellenische nicht \*), daher hatte es auch kein Bedürfniss, sein  $\alpha$  und  $z$  in Consonant und Vocal zu spalten, anders aber war es mit dem *Vav*. Es musste also neben dem Vocal  $v$  noch einen im semitischen *Vav* ebenfalls enthaltenen Consonanten haben, und diess war das gleichnamige  $\beta a \ddot{v}$ , nach seiner Gestalt ( $F$ ) auch *Digamma* genannt. Es wurde jedoch in der Schriftsprache wieder aufgegeben, vielleicht eines Theils, weil die meisten griechischen Stämme es nicht aussprachen — gerade wie die Engländer in vielen Fällen ihr nur der Etymologie wegen beibehaltenes  $w$  —, und sich mit dem Spiritus statt dessen begnügten, anderen Theils weil die Schrift für den  $W$ -Laut, wo man ihn beibehielt, noch ein anderes Zeichen hatte, das  $\beta$ , welches, wenn auch ursprünglich vielleicht vom  $\beta a \ddot{v}$  darin unterschieden, dass es mit Hülfe der Oberzähne gesprochen ward, wie unser deutsches  $W$ , während das  $\beta a \ddot{v}$  nur mit den Lippen gebildet wurde, wie noch bei den Arabern oder das englische  $W$ , doch jedenfalls ihm so nahe

---

\*) Dass das  $z$  in manchen Fällen für unser consonantisches *Jod* zu nehmen sei, ist wenigstens noch nicht ausgemacht.

war, dass es leicht damit zusammenfallen könnte, wie das spanische *B* und *V* oder unser deutsches *V* und *F*. Für die erste Zeit nun und namentlich, so lange neben dem doch auch einen *W*-Laut bezeichnenden *β* auch noch das *Digamma* im Gebrauch war, kann unmöglich auch noch *v* die consonantische Natur gehabt haben, welche ihm die Neugriechen in den Verbindungen *av*, *ev*, *ηv* geben, die sie *aw*, *ew*, *iw* und vor manchen Consonanten noch stärker *af*, *ef*, *if* sprechen. Aber die Erhöhung des *v* aus *U* in *Ue* muss schon sehr früh eingetreten sein, wenigstens, wie es scheint, seitdem das *U* durch *ov* gegeben wurde; so wird das *ov* von den Neugriechen gesprochen, und es ist wohl kein Grund da, anzunehmen, dass diese überall und von Allen anerkannte Geltung des *ov* jemals eine andere gewesen sein sollte.

Anders verhält es sich mit *av*, *ev* (*ηv*), wo unsere in Schulen angenommene crasmische Aussprache von der romäischen stark abweicht. Wie hoch hier die consonantische Geltung des *v* hinaufreicht, ist wohl schwer zu bestimmen. Bloch hat zu beweisen gesucht, dass sie altgriechisch sei, aber dabei bleibt eine Schwierigkeit unerledigt, an die er gar nicht gedacht zu haben scheint. Wie wäre es nämlich möglich, wenn *v* Consonant sein sollte, *εὐχος* oder *βασιλεύ* u. d. gl. mit dem Circumflex zu accentuiren, der doch nur auf einem langen Vocal — einfachen oder Diphthong — soll stehen können? Diess zwingt zu der Annahme, dass die consonantische Geltung des *v* hier wenigstens nicht eher eintreten konnte, als bis die Quantität aufgegeben war. Ich für mein Theil glaube, dass die Neugriechen ihre Aussprache dem Zusammentreffen und Verkehr mit slawischen Völkern verdanken, die auch das *U* nach Vocalen in *W* zu verwandeln lieben \*), gestehe aber gern, dass diese Hypothese sich so wenig beweisen lässt wie viele andere auf demselben Felde. Beachtenswerth ist auch 1) dass die alten Grammatiker *av*, *ev*, wenn damit die Verbindung eines Vocals mit einem Consonanten bezeichnet sein sollte, unmöglich hätten

\*) Man vgl. in den sonst slawisch gewesenen Gegenden Norddeutschlands die vielen Namen auf *ow*, die anderswo mit *au* theils gebildet theils gesprochen werden.

zu den Diphthongen zählen können, und 2) dass im Alterthum im Anlaut nie und im Inlaut fast nie das *v* allein als Consonant gebraucht wird in der Umschreibung fremder Namen, sondern entweder *β* oder *ov* \*), welches letzte dann vollkommen dem englischen *W* zu vergleichen ist, indem dieses als Consonant eigentlich auch nur ein schnell gesprochenes *U* ist, verschieden von dem rein consonantischen, unserem *W* ganz gleichen *V*. Bei verschiedenen Schriftstellern finden wir ein und dasselbe Fremdwort mit *ov* oder *β* geschrieben, wie dem Einen diess, dem Anderen jenes besser dem auszudrückenden Laute zu entsprechen schien, z. B. *Φλάβιος* und *Φλάουιος*, *Βήιοι* und *Ουήιοι*, *Βίσουργις* und *Ουίσούριγις* u. a.; eben so schreiben die Engländer zwar nicht dasselbe Wort aber Wörter desselben Stammes mit *w* und *v*, z. B. *wine* (der Wein) und *vine* (der Weinstock). — Erst im späteren Mittelalter findet sich, erklärlich und veranlasst durch die gebräuchlich gewordene consonantische Aussprache des *v* in *av*, *ev*, *ηv*, auch das *v* allein an allerlei Stellen statt *β*, als orthographischer Fehler in griechischen Wörtern selbst, wie *λαυούσης*, *φουερός*, *υλέπων* st. *λαβούσης*, *φοβερός*, *βλέπων*.

Wenn aber *av*, *ev* im Alterthum nicht *aw*, *ew* gewesen sind wie bei den Neugriechen \*\*), auch nicht — nach der Definition des Sextus Empiricus vom Diphthong — unsere deutschen Diphthonge *au*, *eu*, was können sie dann eigentlich gewesen sein?

Einem Franzosen würde vielleicht gar nicht die Bedenklichkeit einfallen, dass sie etwas Anderes sein könnten, als

\*) Das sehr vereinzelt stehende *Δαυίδ* neben *Δαβίδ* ist wohl kaum in Anschlag zu bringen, da das *w* darin wohl eigentlich das halbvocalische der Orientalen und Engländer sein möchte. Bei *ναῦλα* und *λαῦρος*, welche neben *νάβλα* und *λάβρος* angeführt werden, ist auch der Accent im Widerspruche mit der consonantischen Geltung des *v*, da, wenn *νάβλα* und *λάβρος* dieselben Wörter sein sollen, aus ihnen hervorgeht, dass das *α* kurz ist.

\*\*\*) Der von Plato, den Bloch anführt, von Vocalen, auf welche ein *v* folgt, gebrauchte Ausdruck „*συμφωνοῦντι χοῦσθαι*“, kann wohl ganz ungezwungen eben so gut auf einen Mischlaut gedeutet werden wie auf einen consonantischen Werth des *v*.

wie er sie liest, nämlich *o* und *ö*, denn dieselbe Vocalverbindung hat für ihn in seiner eigenen Sprache diesen Werth, wozu noch sein *ou=ov* kommt. Unser Gefühl sträubt sich etwas dagegen wegen der romäischen Aussprache oder wegen unserer eigenen seit der Schule gewohnten, aber die erste kann, wie wir gezeigt zu haben glauben, zu keinem Schluss auf das Altgriechische zwingen, und die zweite beweist überhaupt nichts. Auf die Geltung des *av* als *O* sind wir schon früher auf einem andern Wege gekommen, und was die des *ev* und *ηv* als *ö* betrifft, so giebt es wohl directe Beweise eben so wenig dagegen wie dafür. Eben so wenig lässt sich beweisen oder widerlegen, dass dem *aw* und *ew* (*ηv=iw* brauchen wir wohl weiter nicht zu berücksichtigen, da es sich von *ev* nur in der modernen Aussprache des *η* unterscheidet) der Neugriechen eine Brechung des *O* und *Ö* in die Diphthonge *Au* und *Eu* als Vorbereitung vorhergegangen ist, etwa wie im Englischen sich das gedehnte *i* und *o* (*ow*) in *ei* und *au* brechen.

Was die drei mit *z* gemachten Verbindungen *az*, *ez*, *oz* betrifft, so ist die erste schon oben besprochen worden. Die Geltung derselben — *az=ä* —, welche wir nicht bloss für neu- sondern auch für altgriechisch halten, scheint dem Begriff eines Diphthongs oder auch eines gemischten Vocals nicht recht zu entsprechen, eben so wie vorher *av* und *ov*, denn *ä* ist eigentlich ein einfacher Vocal, in der hellen Reihe der zunächst über dem *A* liegende; aber wenn es auch natürlich erscheint, dass Diphthonge durch Verbindungen einfacher Vocalbuchstaben ausgedrückt werden, so braucht darum nicht umgekehrt jede Verbindung von zwei Vocalbuchstaben einen Diphthong zu bedeuten. Mischvocale wird man schwerlich mehr als drei in einer Sprache unterscheiden, Vocalverbindungen aber hat das Griechische ungleich mehr.

Die zweite Verbindung *ez* scheint nach vielen Zeugnissen schon mehre Jahrhunderte vor Christo für *I* gegolten zu haben wie jetzt, und es ist wohl gleichgültig, ob wir in noch früherer Zeit eine andere Geltung *a priori* voraussetzen, oder annehmen wollen, dass schon gleich anfangs das *ε* bloss Dehnungszeichen sein sollte, wie im Deutschen *e* nach *i*, um neben dem schwankenden *z* bestimmter ein langes *I* zu bezeichnen. Das Zeugniß

des Grammatikers Moschopulos dafür ist zu neu, als dass es von Gewicht sein könnte. Diese Geltung des *εζ* dient aber zugleich als Beweis gegen die oben verworfene des *η* ebenfalls als *I* schon bei den Alten. Wenn nämlich *η* und *εζ* schon im Alterthum gleich gelautet haben sollen, so erscheint es als ein seltsamer und unbegreiflicher Eigensinn, dass das *I* in der augmentirten Sylbe einer bestimmten Anzahl mit *ε* anfangender Verba immer mit *εζ* geschrieben wurde, bei allen anderen mit *η*. Das böotische *εζ* für *η* mag hier nicht weiter urgirt werden, da es vielleicht auch nur blosse orthographische Verschiedenheit sein könnte ohne einen anderen Laut zu bezeichnen, obgleich allerdings wohl eher auch eine Lautverschiedenheit dabei zu vermuthen ist.

Es bliebe also nur noch das *οζ* übrig, welches mehr Schwierigkeit bietet. Wenn wir auch der Auffassung dieses Lautes bei den Römern keine durchaus entscheidende Autorität beilegen dürfen, so ist diese — als *oe* — doch von dem jetzigen Laute (*i*) so verschieden, und hätte so leicht mit dem passenderen *i* vertauscht werden können, wenn man wirklich auch damals schon ein *I* gehört hätte, dass man unmöglich die jetzige römische Aussprache zugleich für die altgriechische halten kann, und was Bloch zur Beseitigung dieser Schwierigkeit sagt, hinterlässt nicht das Gefühl der Befriedigung. Es kann kaum etwas anderes gewesen sein als *ö* oder später vielleicht *ü*. Für das Letzte, wobei die Bezeichnung nicht ungenauer wäre als im Deutschen *ue* st. *ui* \*), spricht nicht nur das Zeugniß des römischen Grammatikers Fabius Marius Victorinus aus der Mitte des vierten Jahrhunderts n. Ch., welcher sagt, dass die Römer ihr *oe*, welches sie für das griechische *οζ* setzen, in Ermangelung des Zeichens *y* auch für *v* brauchen könnten, sondern auch der Umstand, dass das *οζ* zuletzt wie das ebenfalls *ü* gewesene *v* bei den Neugriechen mit dem *I* zusammengefallen ist; wenn *ö* zu *i* werden soll, so geht der Weg wohl na-

\*) Die Elemente, aus welchen ein Doppellaut zusammengesetzt ist, erlauben keinen sicheren Schluss auf den Werth des Doppellauts selbst. So brauchen wir zur Darstellung unseres Doppellautes *eu* die Elemente *e* und *u* (st. *ü*), die Holländer *u* und *i* (d. h. *ü* und *i*), die Dänen *ö* und *i*.

turgemäss durch *ü*, welches im Griechischen dasselbe Schicksal gehabt hat, wie in manchen Gegenden Deutschlands und Frankreichs. Dass zur Zeit des Unterganges des orientalischen Kaiserthums *oi* noch nicht *I* war, so wenig wie *v*, bezeugt ausdrücklich der Grammatiker Moschopulos, wenn er sagt, dass *oi* als länger dem *v* gegenüberstehe wie *ei* dem *i* und *ai* dem *ε*.

Von den in den griechischen Grammatiken so genannten gedehnten Diphthongen *ηυ*, *ωυ*, *υι*, *α*, *η*, *ω* kommen in neugriechischen Wörtern nur die drei letzten bisweilen vor, jedoch so, dass das Jota subscriptum in der Aussprache ganz unberücksichtigt bleibt, was nach nach Zeugnissen der Alten selbst sehr frühe schon eingetreten sein muss, wenn es überhaupt jemals anders war. Das *ηυ* erklärt sich aus dem Verhältniss des *η* zu *ε*. Da in den augmentirten Formen der mit *ευ* anfangenden Verba *ηυ* mit *ευ* schwankt, so mag es kaum verschieden von demselben gewesen sein; die Neugriechen lesen es in hellenischen Schriften natürlich *iw* (*if*). — *Υι* zeigt unwidersprechlich, dass *v* nicht im Alterthum schon seinen jetzigen Laut (= *i*) gehabt haben kann, denn ein Diphthong aus zwei gleichen Lauten wäre ja ein Unding. Nach Analogie von *α*, *η* und *ω* scheint es wohl am natürlichsten, auch hier das *i* für stumm zu nehmen. — Ueber den Laut des bloss jonischen *ωυ* (st. des attischen *αυ*) oder, wie Andere, wohl ohne recht zu wissen warum, schreiben, *ωü* fehlt es durchaus an irgend einem Nachweis.

Eine Contraction der Vocale findet in so fern auch im Neugriechischen Statt, als es zum Theil diejenigen Declinations- und Conjugationsformen der alten Sprache beibehalten hat, welche nach den Grammatiken des Hellenischen aus einer Contraction hervorgegangen sein sollen, aber die neugriechischen Grammatiker haben nicht aus der Contraction einen selbständigen Theil in ihrem System gemacht, sondern ihnen gelten z. B. neben dem Verbum barytonon die perispomena *πατῶ*, oder *τιμῶ* als besondere Conjugationsarten ohne Rücksicht darauf, dass man die Formen derselben zum Theil als contrahirte von *πατέω* und *τιμάω* betrachten könnte, also etwa wie es die lateinische Grammatik mit den ganz analogen *docere* und *amare* neben *legere* macht. Sie können diess um so eher, da von aufgelösten Formen neben den contrahirten keine Rede ist, ein Paar sehr verein-

zelte Dialektseigenthümlichkeiten abgerechnet, die sich als Auflösungen betrachten lassen (s. unten bei der Conjugation). Dabei sind auch die Formen der Verba perispomena — um bei dem angeführten Beispiel stehen zu bleiben — keineswegs immer so, wie sie nach dem Canon von der altgriechischen Contraction eigentlich sein sollten, denn die Sprache hat auch hier den Gang genommen wie sonst überall, dass nämlich die neuere den Formenreichthum der älteren reducirte, und man sagt jetzt z. B. im Plural *τιμοῦμεν* (st. *τιμῶμεν*) eben so gut wie *πατοῦμεν*. — Aber auch was im Altgriechischen die Grammatiker von der Contraction lehren, ist ja grossentheils Willkühr und Hypothese und ermangelt gar sehr der Consequenz. Nicht nur ist der Mischlaut aus zwei Vocalen oft ein ganz anderer als er nach den Regeln von der Contraction eigentlich sein sollte — man denke nur an die vielen Fälle der Art bei der von den modernen Grammatikern im Gegensatz zu der übrigen Contraction so genannten *Krasis*, an den Accusativ des Plurals in der zusammengezogenen dritten Declination, an die angeblich aus *οω* contrahirten Verba perispomena, an den Conjunctiv der Verba auf *μι* u. a. m. —, sondern die sogenannte aufgelöste Form, welche der contrahirten zu Grundé liegen soll, ist auch wohl nirgends vorhanden noch nachweisbar irgend einmal vorhanden gewesen, oder es existiren auch wohl beiderlei Formen zugleich neben einander sogar in gewöhnlicher attischer Prosa, oder in vielen Fällen erfordert das Versmass eine Zusammenziehung, wo in der Schrift keine angedeutet ist.

So viel von den Vocalen. — Bei den Consonanten betreten wir einen weniger schwankenden und dabei, was das Hellenische betrifft, auch einen weniger bestrittenen Boden. Die von der erasmischen abweichende neugriechische Aussprache ist sogar von den Erasmianern selbst in manchen Stücken als die richtigere anerkannt worden, obgleich sie aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit und Deutlichkeit in der Praxis doch lieber bei dem Unbegründeten und Selbstgemachten stehen bleiben.

Die romäische Sprache hat, nach den Hauptclassen geordnet, jetzt folgende Consonanten:

1) Hemmlaute: *l, m, n, r, ny*, (gutturales *n*), dieselben, welche auch wir haben. Den Zeichen dafür (*λ, μ, ν, ρ, γ*) ist

die gleiche Geltung im Altgriechischen nie streitig gemacht worden, und wir können wenigstens die drei ersten unbedenklich gleich setzen. Etwas härter als unser  $\nu$  ist das  $\rho$ , und das soll wohl auch die alte Bezeichnung des anlautenden mit dem Spiritus asper andeuten. Von einer wirklichen Aspiration ist im Neugriechischen nichts zu hören, es ist indessen sehr wahrscheinlich, dass das  $\rho$  im Altgriechischen eine solche im Anlaut wirklich hatte. Nicht nur spricht dafür die römische Schreibart *Rh*, sondern deutlicher noch die armenische, wo die mit  $\rho$  anfangenden griechischen Namen nicht nur mit dem härteren der beiden *R* geschrieben werden, sondern vor dieses auch noch den besonderen Buchstaben *H* bekommen. Wie sich aber im Neugriechischen die Aspiration vor Vocalen verlor, so dass Spiritus asper und lenis jetzt zwar noch geschrieben aber beim Sprechen nicht mehr unterschieden werden, so hat sich auch gleichzeitig wohl die Aspiration vor dem  $\rho$  verloren; dasselbe ist im Deutschen geschehen mit der in der alten Sprache vorkommenden Aspiration vor *L* und *R*.

Das  $\nu$  nimmt vor Lippen- und Gaumlauten den diesen verwandten Nasenlaut (*m*, *ng*) an, nicht bloss wenn diess Zusammentreffen in einem Worte geschieht, sondern auch durch zwei, wie diess ja auch für das Altgriechische angenommen ist.

2) Schlaglaute. An solchen ist die griechische Sprache viel reicher als die unsrige. Die Griechen haben vier Lippen-, fünf Zungen- und vier Gaumenlaute, nämlich in jeder Abtheilung einen starken, einen schwachen, einen aspirirten und einen Spiranten, und ausserdem unter den Zungenlauten noch das  $\sigma$ , eigentlich auch ein Aspirat und dem  $\vartheta$  verwandt.

Die starken Laute werden mit  $\pi$ ,  $\tau$ ,  $\kappa$  bezeichnet, die aspirirten mit  $\phi$ ,  $\theta$ ,  $\chi$ , und in der Geltung dieser Zeichen stimmen auch die Erasmianer mit ihnen überein. Die Spiranten sind  $\beta$ ,  $\delta$ ,  $\gamma$ , welche von den Erasmianern unseren schwachen Schlaglauten *b*, *d*, *g* gleich gesetzt werden, aber wohl mit Unrecht. Zwar setzen die Römer dafür ihr *b*, *d*, *g*, welche nach der Tradition unserem *b*, *d*, *g* gleich genommen werden, aber schon Quintilian klagt darüber, dass die römische Aussprache die Feinheit der griechischen in vielen Stücken nicht erreichen könne, auch wenn sie sich derselben Buchstaben bediene (Instit. orat.

XII, 10). Die alte griechische Benennung für diese drei Buchstaben, *μέσα*, erschiene überdiess ganz widersinnig, wenn sie unseren *b*, *d*, *g* gleich gesetzt werden sollen. Die zu den *ψιλῶς* hinzukommende Aspiration ist doch offenbar eine Verstärkung des Lautes, unmöglich können wir uns unter *δασέα* etwas Schwächeres, Weicheres denken als unter *ψιλά*, und doch sollten *b*, *d*, *g*, welche doch offenbar schwächere Laute sind als *p*, *t*, *k*, zwischen diesen und den durch Aspiration noch verstärkten in der Mitte stehen? — Nehmen wir aber an, dass sie auch im Alterthum gewesen sind, was sie noch jetzt sind, nämlich Spiranten, sanft hauchende Laute, so stehen sie allerdings als *μέσα* zwischen den einfachen, hauchlosen *π*, *τ*, *κ* und den mit einem starken Hauch verbundenen *φ*, *θ*, *χ*. So ist also *β* wohl auch im Alterthum ein *W* gewesen; *δ* ein dem Deutschen fehlender Laut, dem aber das dänische und spanische *D* nach Vocalen ungefähr entspricht oder das sanfte englische *th*, welches im Angelsächsischen noch durch ein besonderes Zeichen (ein virgulirtes *d*) von dem harten unterschieden wurde. Eben so ist auch das *γ* ein unserer Sprache fehlender Spirant; vor *E* und *I* entspricht es etwa unserem *Jod*.

Es ist wohl gar kein Grund vorhanden, warum *β*, *δ*, *γ* ihre jetzigen Laute im Alterthum nicht sollten gehabt haben. Dergleichen Feinheiten in der Aussprache gehen wohl im Laufe der Zeit verloren, werden aber schwerlich in irgend einer Sprache erst später angenommen, es sei denn, was aber beim Neugriechischen nicht nachzuweisen ist, dass sie durch den Einfluss fremder Sprachen von aussen hineingetragen werden. Dazu kommt noch, dass die Neugriechen auch die schwachen Schlaglaute *b*, *d*, *g* wirklich in ihrer Sprache haben, und wenn *β*, *δ*, *γ* ursprünglich so geklungen hätten, so ist nicht abzusehen, warum sie nicht noch jetzt für eben diese Laute gebraucht werden anstatt für später erst angenommene, und warum die angeblich ihnen ursprünglich eigentlich zukommenden Laute *b*, *d*, *g* in der jetzigen Sprache ohne besondere Bezeichnung bleiben sollten wenigstens in echt griechischen Wörtern. — Die starken und schwachen Schlaglaute klingen aber dem griechischen Ohre, wie dem obersächsischen, nicht wesentlich verschieden, so dass ih-

nen eine Unterscheidung in der Schrift nicht nöthig schien \*). *B, d, g* sind im Griechischen Laute, in welche sich *π, τ, κ* zufällig verändern durch den Einfluss eines vorher gehenden Nasals; sie sprechen daher *πατέρα patera*, aber *τὸν πατέρα tom batera* — *τελει teli*, aber *ἐν τέλει en deli* — *καλὸν kalon*, aber *τὸν καλὸν tong galon*. In Wörtern, welche aus fremden Sprachen entlehnt sind, und wo *b, d, g* auch ohne vorhergehenden Nasal vorkommen, gebrauchen die Neugriechen bisweilen *π, τ, κ* selbst, oder zu genauerer Bezeichnung, besonders im Anlaut, eben jene *π, τ, κ* in Verbindung mit dem Nasal, der ihnen die schwächere Aussprache verschafft, z. B. *μπαρμπερίζω* (barbiren), *μπακάλης* (Lastträger)\*\*) — *ντιβάνι* (Divan), *ντουῖα* (Fassdaube) — *γκίδης* (Hahnrei, das *γ* hier vor dem Gaumenlaut sl. *ν* wie im Altgriechischen) — oder auch wohl die *μέσα*, eben so annäherungsweise, wie es mit den *ψιλοῖς π, τ, κ* der Fall ist. Im Altgriechischen findet sich in Fremdwörtern für *b, d, g* nur die annähernde Bezeichnung durch die einfachen *ψιλὰ* oder *μέσα*, doch reicht der Gebrauch der Verbindungen *μπ* und *ντ* für *b* und *d* ziemlich hoch hinauf. Dass auch im Alterthum schon durch einen vorhergehenden Nasenlaut *π, κ, τ* die schwächere Lautung bekamen, ist angenommen aber schwer zu beweisen, da man eben für diese schwächeren Laute keine besonderen Schriftzeichen hatte. Einige Spuren indessen finden sich dafür, und man pflegt als solche anzuführen: *δια παντον* (*διὰ πάντων*) in einer Inschrift zu Rom aus dem vierten Jahrhundert v. Ch., und *ἐνδελέχεια* bei Cicero st. *ἐντελέχεια*, was man sich daraus erklärt, dass das *δ* gesetzt ist, weil nach der Aussprache im Lateinischen ein *d* gestanden haben würde, und diess sonst immer als Stellvertreter des *δ* in griechischen Wörtern gilt. \*\*\*) Hieraus

\*) Die deutsche Schrift thut es eben so mit dem dentalen und gutturalen *N* (*n* und *ng*) z. B. in „Anger“ und „angehen“.

\*\*) Sogar neben *βάρβαρος* auch *μπάρμπαρος*, in der veränderten Bedeutung des italiänischen *barbaro* aus Italien zurückgenommen.

\*\*\*) *Ἐνδελέχεια*, so wie die verwandten *ἐνδελεχής, ἐνδελεχέω* etc. st. *ἐντ.*, kommt übrigens auch bei Griechen vor, wo indessen die Folgerung dieselbe bleibt, nämlich dass *δ* hier steht als nähere Be-

scheint sich nun wohl wenigstens für die Verbindung  $\nu\tau$  im Alterthum schon die gleiche Schwächung des  $\tau$  zu ergeben, welche es im römischen Munde erleidet, und ein Schluss daraus auf die analogen  $\mu\pi$  und  $\gamma\kappa$  wird wohl erlaubt sein.

Von den aspirirten Schlaglauten haben jetzt  $\varphi$  und  $\chi$  ganz den Laut des deutschen *F* und *Ch*, das  $\vartheta$  ungefähr den des englischen harten *th* und die gleiche Bedeutung der Zeichen im Altgriechischen wird auch von den Erasianern zugegeben, obgleich sie für das schwierige und uns nicht mundgerechte  $\vartheta$  in der Praxis ein blosses *T* eintreten lassen und so  $\vartheta$  mit  $\tau$  zusammenwerfen, so wie wir im Deutschen selbst das sonst auch mit einem eigenen Zeichen dargestellte *Th* von *T* in der Aussprache nicht mehr unterscheiden. Bei dem  $\varphi$  erhebt sich einiges Bedenken. Die Griechen schreiben zwar für das römische *F* immer  $\varphi$ , wohl weil sie nicht anders konnten, wenn sie auch merkten, dass sich diese Buchstaben nicht genau entsprachen, die Römer aber, welche anders konnten, schreiben für  $\varphi$  nie *f* sondern *ph*, woraus hervorgeht, dass ihnen  $\varphi$  anders klang als *f*, und dass wir eins von beiden falsch sprechen, wenn wir sie gleich setzen. Dazu kommt noch Quintilians Invektive gegen das römische *F*, wo er von dem grösseren Wohl laut der griechischen Sprache redet (s. die zuletzt angezogene Stelle Inst. orat. XII, 10). Es drängt sich hier der Gedanke auf, dass  $\varphi$ ,  $\chi$ ,  $\vartheta$  wirklich mit einem Hauch begleitete  $\pi$ ,  $\kappa$ ,  $\tau$  gewesen sind, wie sie im Armenischen und in den indischen Sprachen vorkommen, und in Europa noch von den Zigeunern vernommen werden können; ein directer Beweis dafür ist aber nicht vorhanden, und die jetzige Sprache hat, wie gesagt, gehauchte Buchstaben in diesem Sinne nicht.

Die Reihe der Dentalbuchstaben hat neben dem  $\vartheta$  noch einen aspirirten, das  $\sigma$ , welches wir unserem *S* gleich zu setzen pflegen, das aber eigentlich schärfer und breiter lautet, und fast ein Mittellaut ist zwischen *S* und *Sch*. Die Neugriechen gebrauchen es daher auch für das ihrer Sprache fehlende *Sch*

---

zeichnung für das *d*. Diesen lässt sich dann noch zur Seite stellen  $\beta$  *Ἀμβρακία* nebst seinen Ableitungen neben  $\beta$  *Ἀμπρακία*, wo eben so  $\beta$  als der das *B* treffender bezeichnende Buchstabe stehn mag.

in den aus dem Türkischen aufgenommenen Wörtern z. B.  $\pi\alpha\sigma\alpha\varsigma$ , sonst schreiben sie in fremden Namen, besonders deutschen, auch wohl  $\sigma\chi$ . Vor dem  $\mu$  lautet das  $\sigma$  schwächer, wie das französische  $z$ . Von diesen Unterschieden nehmen wir beim Lesen des Altgriechischen zwar keine Notiz, und die eigentliche Bedeutung des alten  $\sigma$  lässt sich freilich aus nichts deduciren, doch können wir wohl mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass auch in diesem Stücke die Neugriechen der alten Aussprache treu geblieben sind, da es bei den übrigen Consonanten so einleuchtet.

Von zweien der Doppelbuchstaben,  $\psi$  und  $\xi$ , nehmen wir im Altgriechischen allgemein dieselbe Lautung an, wie sie jetzt sie bei den Neugriechen haben; bei dem dritten weichen wir aber bedeutend ab, und hier sind wohl auch die Griechen selbst abgewichen. Sie sprechen das  $\zeta$  nämlich nicht als  $z$  wie wir, sondern als ein sanftes  $S$ , wie das französische  $Z$ . Dieser letzte Laut aber ist ein einfacher, und kann damals also nicht gegolten haben, wo man  $\zeta$  zu den Doppelbuchstaben rechnete, und wo es für sich allein Position machte wie  $\psi$  und  $\xi$ . In der Theorie scheint es ein  $\delta$  gewesen zu sein mit einem  $S$ -Laut verbunden wie die beiden anderen, aber nach der Liebhaberei der Griechen, homogene Laute zusammenstossen zu lassen, mit einem sanften  $S$ -Laut, wie er zu dem schwachen, hauchenden  $\delta$  passte. Dieser sehr fein zusammengesetzte Laut war aber von der Art, dass er in der Praxis leicht ausarten konnte, und schon im Alterthum finden wir ihn von verschiedenen Dialekten verschieden aufgefasst. Die Lacedämonier liessen das  $S$  weg, und sprachen nur ein doppeltes  $\delta$ , die anderen Dorier verhärteten das  $S$ , und sprachen mit Umkehrung der Einzellaute  $\sigma\delta$ . Dass in der jetzigen Aussprache das  $\delta$  sich ganz verloren hat, hat seine Analogie auch in den romanischen und scandinavischen Sprachen; das italiänische  $Z$  wird im Französischen, das Deutsche im Dänischen und Schwedischen zu einem blossen  $S$ . Uebrigens mag auch wohl das Albanesische, welches denselben Laut hat, auf die Bildung des neugriechischen  $\zeta$  eingewirkt haben, so wie bei unserem esthländischen  $S$  scandinavischer Einfluss unverkennbar ist.

In den aus der Fremde, namentlich aus dem Türkischen

entlehnten Wörtern hat das Romäische noch einige Laute, welche dem Hellenischen höchst wahrscheinlich ganz abgingen; wenigstens findet sich nirgends eine Spur davon. Man hat indessen keine neuen Zeichen dafür erfunden, sondern sich mit Combinationen der schon vorhandenen geholfen. Für *Tsch* gebraucht man  $\tau\zeta$ , für *Dsch*  $\nu\tau\zeta$ , für *Z*  $\tau\delta$  oder auch  $\tau\zeta$ , z. B.  $\tau\zeta\epsilon\kappa\iota\nu\iota$  (Zechine),  $\tau\zeta\alpha\rho\lambda\alpha\tau\alpha\nu\acute{\iota}\alpha$  (Prahlerci),  $\tau\zeta\alpha\tau\eta\tilde{\rho}\iota$  (Zell),  $\pi\alpha\pi\omicron\nu\iota\zeta\eta\tilde{\varsigma}$  (Schuster),  $\nu\tau\zeta\alpha\lambda\acute{\alpha}\phi\iota$  (Haube),  $\nu\tau\zeta\alpha\rho\delta\acute{\alpha}\kappa\iota$  (Erker) u. d. gl. —  $\nu\tau\zeta$  ist wohl nur in ursprünglich türkischen Wörtern im Gebrauch,  $\tau\zeta$  aber ist ein sehr beliebter und eingebürgerter Laut, und wird in vielen neueren Wörtern gebraucht, deren Entlehnung sich auch nicht so leicht nachweisen lässt, z. B.  $\tau\zeta\alpha\kappa\iota\zeta\omega$  (zerbrechen),  $\tau\zeta\epsilon\nu\delta\iota\zeta\omega$  (stammeln),  $\tau\zeta\iota\rho\omicron\pi\iota\nu\acute{\alpha}\varsigma$  (Storch) u. a. —  $\tau\delta$  kommt am wenigsten vor, weil die Verbindung  $\tau\zeta$ , eigentlich ein Mittellaut zwischen *Z* und *Tsch* auch für *Z* gebräuchlich ist.

Bei der Lautlehre bleibt noch übrig einer auffallenden Abweichung zu erwähnen, welche sich das Romäische von einer Regel erlaubt, die im Hellenischen streng beobachtet wird. Es ist die Regel, dass, wenn zwei stumme Consonanten zusammenstossen, sie homogen sein müssen, so dass der vorhergehende, wenn er es nicht schon ist, dem nachfolgenden homogen gemacht werden muss. Für die *tenues* und *mediae* befolgt auch das Neugriechische diess, für die *aspiratae* aber nicht, ja es scheint im Gegentheil eine besondere Vorliebe für solche Verbindungen zu haben, wo der *tenuis* eine *aspirata* vorhergeht. Sie sagen daher  $\kappa\acute{\omicron}\phi\tau\omega$ ,  $\kappa\acute{\lambda}\epsilon\phi\tau\eta\varsigma$ ,  $\chi\tau\acute{\epsilon}\nu\iota$  u. d. gl. statt der schwerer zu sprechenden  $\kappa\acute{\omicron}\phi\tau\omega$ ,  $\kappa\acute{\lambda}\epsilon\phi\tau\eta\varsigma$ ,  $\kappa\acute{\tau}\acute{\epsilon}\nu\iota\omicron\nu$ . Auch hierin glauben wir slawischen Einfluss zu erkennen. Der Slawe erleichtert sich wenigstens auch gerne im Anlaut die harte Verbindung *kt*, und spricht z. B. *chto* oder *kdo* st. *kto* \*)

\*) Dass in Folge des Zusammenlebens Laute aus einer Sprache in die andere übergehen ist wohl unlängbar. So hat das Französische und zwar zunächst das Nordfranzösische die den anderen Romanen fehlenden Mischlaute *ö* und *ü* wohl durch die Normannen, so hat die deutsche Provincialmundart in Esthland ihre in manchen Fällen, besondere Aussprache des *N* von den Esthen.

Dass die Neugriechen die beiden Spiritus der, Alten in der Aussprache nicht mehr unterscheiden und nur noch als orthographische Zeichen beibehalten haben, ist schon oben beiläufig einmal berührt worden. Dass wir bei unserer deutschen Schulaussprache in diesem Stücke das Antike richtig treffen, ist nicht ohne Weiteres vorauszusetzen, da sich gegen die allgemein übliche Aussprache des Spiritus asper als unser Consonant *H* noch manches Bedenken erhebt. Es ist bekannt, dass die Aeolier, zum Theil auch die Jonier, vielleicht weil sie in dem Digamma gewissermassen einen Ersatz hatten, in ihrem Dialekt die starke Aspiration eben so unterliessen wie die Neugriechen. Vielleicht verlor sich die Affection des Vocals durch den Spiritus asper eben so allmählig, wie es mit der durch das Digamma der Fall gewesen zu sein scheint, wenn man die schwankende Position dieses Letztern bei Homer bedenkt. Manche Nomina propria, welche am liebsten die alten Wortformen bewahren, und andere alte Wortbildungen vernachlässigen in der Zusammensetzung die Verwandlung der tenuis in die aspirata vor einem Spiritus asper, wie es der jonische Dialekt auch noch später bei solchem Zusammentreffen thut. Diese Verwandlung der tenuis selbst ist es, was es bedenklich macht, den Spiritus asper unserem *H* gleichzusetzen. In keiner der Schwestersprachen des Griechischen ist es erhört, dass *P* oder *K* mit einem nachfolgenden *H* zusammentreffend zu *F* und *Ch* würden. Es ist uns zwar sehr geläufig, dem *Ph* in griechischen Wörtern und unserem eigenen *Ch*, für welches die Schrift eines einfachen Zeichens entbehrt, den bekannten einfachen Hauchlaut zu geben, es ist aber darum noch nicht nöthig, dass ein aspirirtes, d. h. mit einem nachfolgenden *H* begleitetes *P* oder *K* zu unserem *F* oder *Ch* würde. Im verwandten Armenischen z. B. unterscheidet man sehr wohl, auch durch besondere Schriftzeichen, ein *Ph*, *Kh* (und *Th*) von einem *F* und unserem *Ch*, eben so in den indischen Sprachen. Wir fühlen uns also gedrungen, wie es scheint, anzunehmen, dass entweder der Spiritus asper nicht unser hartes deutsches *H* gewesen ist, oder dass die aspirirten Consonanten *φ*, *χ*, *θ* nicht waren, wofür sie allgemein gehalten werden, und was sie im Neugriechischen noch jetzt sind, sondern den Aspiraten in den verwandten asiatischen Sprachen ent-

sprechen. Für ein starkes *H* scheint freilich der Umstand zu sprechen, dass der Spiritus asper in der ältesten Schrift, wo er noch als Consonant in der Reihe der übrigen erscheint, mit dem semitischen *Chet* bezeichnet wird, welches wenigstens jetzt ein noch härterer Hauchlaut ist als unser *H*. Aber damals wurden auch die *aspiratae* ebenfalls nicht mit  $\varphi$  und  $\chi$  bezeichnet, sondern mit  $\pi$  und  $\kappa$  und nachfolgenden Consonanten *Hi* (*Chet*), und da das semitische Alphabet in so manchen anderen Stücken dem griechischen Lautsystem so wenig entsprach, so ist man wohl kaum berechtigt, es in diesem Falle zu urgiren, besonders da dasselbe *H* später sogar als Vocal  $\eta$  figuriren musste. Von dieser Zeit her datirt sich vielleicht, da man schwerlich ein und dasselbe Zeichen für den Consonanten *H* und den Vocal  $\eta$  brauchen konnte, das anfangende Schwinden des *H* aus der Aussprache, und wenn auch dafür doch noch ein eigenes Schriftzeichen ( $\epsilon$ ) beibehalten wurde, so konnte es sich damit wohl verhalten haben wie mit dem *H* der Franzosen, welche in der Theorie freilich neben dem stummen *H* noch ein aspirirtes haben, in der Praxis aber doch keins von beiden als Consonanten zu Gehör bringen. Wir können auch immerhin dem Spiritus asper so viel zugestehen, dass er auch bei und eine Zeit lang nach dem Aufkommen des  $\eta$  fortgefahren habe in der Aussprache etwas zu gelten, da das Aspiriren der tenues vor demselben noch fort dauerte — obgleich diess vielleicht auch nur so fort dauerte wie bei den späteren Epikern in manchen homerischen Wortverbindungen die Voraussetzung eines Position machenden Digamma zu einer Zeit, wo dieses selbst lange nicht mehr da war — dass er aber unser *H* gewesen sei, geht daraus noch nicht hervor. Dagegen scheint Rapp mit Recht noch Folgendes geltend zu machen.

1) Es ist auffallend, dass er nicht nur in verwandten lateinischen Wörtern (*sc*, *super*, *sus*, *sal*, *serpo* u. a.) sondern auch im Griechischen selbst ( $\sigma\tilde{\upsilon}\varsigma$ ,  $\tilde{\upsilon}\tilde{\varsigma}$ ) mit dem *S* wechselt, und im Griechischen immer das anlautende *v* begleitet, im Lateinischen auch selbst mit *V* wechselt, wo das Digamma wohl mit hineinspielt (*vestis*, *vespera*). Dieser mit dem *v* immer verbundene Spiritus asper erinnert auffallend an das sonst stumme, vor *ue* aber eigenthümlich lautende und immer nothwendige spanische *h*, z. B. *hueto* (Präsens von *oler*).

2) Wäre der Spiritus asper unser *H* gewesen (oder gar das semitische *Chet*), so hätte er ja für sich allein den Hiatus zwischen zwei Vocalen vermeiden müssen, es wird aber, da ein Anlaut mit dem Spiritus asper immer für einen vocalischen galt, ganz gewöhnlich das *ν* *ἑφελκυστικόν* oder der Apostroph gebraucht wie vor dem lenis um das Zusammenstossen zweier Vocale zu vermeiden. Eben so hätte er, wenn wir die Lehre von der consonantischen Quantität nicht für etwas von den Theoretikern Erfundenes sondern für etwas in der Natur der menschlichen Sprache Begründetes halten wollen, der Spiritus asper als *H* mit einem vorhergehenden Consonanten auch Position machen müssen, er muss also, nach Consonanten wenigstens, schon in sehr früher Zeit fast unhörbar gewesen sein, wie der Spiritus lenis, und im schnellen Redefluss konnte er in solcher Verbindung auch wohl ganz ausfallen, wie es bei uns im Deutschen mit dem zwar nicht geschriebenen aber doch in der Rede vorhandenen Spiritus lenis geschieht, im Englischen auch mit dem *H*.

So weist denn sehr Vieles darauf hin, dass die Neugriechen sich auch in der Aussprache des Spiritus asper als blossen lenis nicht sehr weit von ihren Vätern entfernt haben mögen.

Auch die Betonung ist in den meisten Fällen die nämliche wie in der alten Zeit. Man unterscheidet in der Schrift zwar noch dreierlei Accentzeichen wie im Hellenischen, in der Aussprache aber den Acut vom Circumflex natürlich eben so wenig wie die Quantität der Vocale, auf welcher bei den Alten die Wahl des einen oder des anderen Zeichens zum Theil beruhte; auch der Gravis auf den Endsylben hat gleiche Kraft mit dem Acut. Eigenthümlich ist dem Neugriechischen nach David nur Folgendes.

1) In der Declination der Substantive wird zwar nach Beschaffenheit der Endsylbe der Accent vorgerückt wie im Altgriechischen — eine blosse Verwandlung des einen Accents in den anderen, welche in der Schrift allerdings auch beobachtet wird, ist natürlich ohne Einfluss auf die Aussprache --, also z. B. *πράγμα, πράγματος* aber *πραγμάτων*; bei den Adjectiven und Participen auf *ος* wird aber das Aufhören der Quantität egltend gemacht, und die Accentstelle des Nom. sing. masc.

unverändert beibehalten, zu welcher man ja auch im Alterthum zurückkehrt, wo es die Quantität der Endsylbe zulässt.

2) Die Plurale auf *οι* von Substantiven haben auf dorische Weise den Accent auf der vorletzten Sylbe, also *ἀνδρῶποι, φιλοσόφοι* st. der altgriechischen *ἄνδρωποι, φιλόσοφοι*\*)

3) Da die Neugriechen den Plural der Wörter auf *ις* Gen. *εως* nicht auf *εις* sondern auf *ες* bilden, so fällt auch die Nöthigung den Accent vorzurücken weg, also *δέησες, παρακάλεσες* von *δέησις, παρακάλεσις* st. *δεήσεις, παρακαλέσεις*.

4) Sie dehnen die Inclination weiter aus, als sie — in unseren Ausgaben wenigstens — im Altgriechischen Statt gefunden haben soll. Präterita nämlich, welche durch Abwerfung des Augments zweisylbig werden, und zugleich also den auf dem Augment stehenden Accent verloren haben, werden, wenn eine betonte Sylbe vorhergeht, dieser enclitisch angeschlossen, und bekommen nicht den Accent auf die vorletzte Sylbe, z. B. *αὐτὸ εἶναι τὸ χαρτὶ τοῦ μου δῶκες* (diess ist das Papier, welches du mir gabst).\*\*)

5) Die Synjzese, welche im Altgriechischen nicht durch die Schrift bezeichnet wird, aber gewiss nicht bloss von Dichtern, wo das Metrum sie bemerklich macht, sondern auch in der gewöhnlichen Rede gebraucht wurde, ist bei den Neugriechen noch beliebter. Denn wenn sie in hellenischen Versen aus dem Mittelalter auch nicht eben häufiger angewendet ist als im Alterthum selbst, so ist ihr Gebrauch in romäischen Volksliedern dagegen sehr ausgedehnt, sie kommt fast in jeder Zeile vor, oft sogar mehr als ein Mal. Dadurch nun wird bisweilen der Accent ge-

\*) Im Italiänischen ist zu vergleichen derselbe Accentwechsel in *carattere, plur. caratteri*.

\*\*\*) David führt Arist. Acharn. 14 an, wo in den Ausgaben *τοῦτ' ἐκεῖν' οὐγὼ λέγον* steht, mit dem Accent in dem leeren Zwischenraum, wo das Augment weggefallen ist, was allerdings ein Unding ist. Er vermuthet, gewiss mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass, wie man im Neugriechischen schreiben würde, es gehiessen hat *τοῦτ' ἐκεῖν' οὐγὼ λέγον*. — Eine grosse Freiheit in der Betonung ein- und zweisylbiger Wörter findet sich in hellenischen accentuirten Versen des Mittelalters, wenn auch nicht in der Schrift so doch im Metrum

gen den ältgriechischen Canon auf die viertletzte Sylbe gerückt, aber nur scheinbar, d. h. für das Auge, da das Ohr in der That ein Proparoxytonon vernimmt, z. B. in *ἔννοιωσα* (d. h. *émjosa*).

Wenn aus den vorstehenden Bemerkungen über die Lautung der griechischen Sprache der Schluss gezogen wird, dass der Verfasser die in unseren Schulen geltende Aussprache für unbegründet, die der Neugriechen aber in den meisten Stücken mit der alten für übereinstimmend hält, so will er diess nicht in Abrede stellen. Eine andere Frage aber ist es, ob etwas damit gewonnen wäre, statt der crasmischen wieder die reuchlinische in die Schulen zurückzuführen. Wenn die neugriechische Aussprache des Hellenischen jetzt schon in unseren deutschen Schulen herrschte, und davon die Rede wäre, die crasmische an ihre Stelle zu setzen, so müsste diese Frage freilich noch entschiedener verneint werden, da eben die erasmische Aussprache jedenfalls viel weniger für sich hat. Das Entgegengesetzte könnte vielleicht dann empfohlen werden, wenn es möglich wäre, eine richtigere Aussprache als die bisher befolgte allmählig einzuführen bei den jedesmaligen Anfängern, da es Einem, welcher anfängt eine Sprache zu erlernen, wohl ziemlich gleich gelten kann, mit welcher Aussprache er sie erlernt, und die Abweichungen zwischen dem Lautwerth der Buchstaben im Deutschen und Romäischen noch lange nicht so gross sind wie im Deutschen und Französischen. Eine solche allmähliche Annahme einer anderen Aussprache ist aber nicht möglich, sondern wenn sie eingeführt würde, so müssten ja nicht bloss diejenigen sie annehmen, welche anfangen die Sprache zu erlernen, sondern auch alle die vielen Tausende, welche sie mit der früheren erlernt haben, und diess wäre ohne Zweifel eine Mühe und Weitläufigkeit, welche durch den zu erwartenden Vortheil nicht aufgewogen würde. Ausserdem hat sich auch nicht in allen Stücken eine grössere Berechtigung des Itacismus ergeben, und im besten Falle würde also immer ein Mangelhaftes und Unbegründetes an die Stelle eines anderen gesetzt. Wir müssen es noch einmal gestehen, dass es in Forschungen über die schon vor mehr als zweitausend Jahren verklungene Lautung einer todten Sprache keine andere Gewiss-

heit giebt als die, dass sich nichts Gewisses darüber festsetzen lässt, denn Alles, was man darüber sagen kann, hat nur einen grösseren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit, nichts aber absolut Beweisendes, und so interessant Forschungen der Art für den Linguisten sind, so wenig zweckmässig wäre es, die Resultate derselben, die durch spätere Untersuchungen wieder modificirt werden können, immer in die Schulen einzuführen, wo die Schwierigkeiten, welche diess dem Erlernen der Sprache bereiten würde, mit dem Gewinn in keinem Verhältniss stehen, und wo der Hauptzweck beim Erlernen der todten Sprachen, als des hauptsächlichsten Mittels zur formellen Geistesbildung, doch immer Anneigung des Formellen derselben im weitesten Sinne und die Bekanntschaft mit ihrer Literatur bleiben muss. Das von den Vertheidigern der reuchlinischen Aussprache beim Schulunterricht noch geltend gemachte Motiv, dass derjenige, welcher das Griechische so erlernt habe, dadurch in den Stand gesetzt werde, mit Neugriechen zu conversiren, ist wohl höchst sonderbar. Zu einer solchen Conversation möchte schwerlich genügen das Hellenische auf romäische Weise auszusprechen, eben so wenig wie zur Unterhaltung mit Italiänern es genügen würde sich des Lateins zu bedienen auf italiänische Weise ausgesprochen. Wer mit den Neugriechen conversiren will, muss auch schon ihre lebendige romäische Sprache sich aneignen, und dazu auch das Erlernen der Aussprache mit in den Kauf nehmen gerade wie beim Italiänischen.

Vergleichen wir die Lautumwandlungen, welche die römische Sprache in den verschiedenen Gegenden, wohin sie im Alterthum gebracht wurde, erlitten hat, mit den oben besprochenen der griechischen, so müssen wir sagen, dass sie sehr viel grösser erscheinen. Die Ursachen liegen auf der Hand. Es ist schon oben angedeutet worden, wie während des Lebens der römischen Sprache zwei Mal Ereignisse eintraten, welche eine starke und zum Theil plötzliche und gewaltsame Lautveränderung zur Folge haben mussten, während bei den Griechen der fremde Einfluss ein allmählicher und geringerer bleiben konnte, weil zum Theil ihre Verhältnisse zu fremden Völkern, welche darauf einwirken konnten, zum Theil eben diese Völker selbst andere waren. Die Länder griechischer Zunge sind zwar end-

jich auch in die Gewalt von βαρβαροι gefallen wie die der römischen, aber es fehlte an einer gewissen geistigen Ebenbürtigkeit beider Theile, ohne welche es, wie es scheint, zu keiner Mischsprache kommen kann; griechische und türkische Sprache sind sich eben so fremd entgegen stehend geblieben wie in unseren Provinzen die Sprachen der Eingeborenen finnischen und litthauischen Stammes und die der deutschen Eroberer des Landes.

Da die Betrachtung der römischen Sprache uns hier nicht Hauptsache sein sollte, so können wir uns auch nicht so auf das Einzelne in den Lautverhältnissen einlassen. Wir begnügen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Diese Lautumwandlungen sind zum Theil von aussen gekommen, was sich daran zeigt, dass in einigen romanischen Ländern Laute vorkommen, die in anderen fehlen, was bei einer überall gleichen und nicht durch äussere Einflüsse gestörten Entwicklung der Sprache wohl nicht sein würde; zum Theil aber sind sie auch natürliche Fortbildungen, wie sie in derselben Weise auch auf anderen Sprachgebieten vorkommen; für einige von unserer Schulaussprache des Lateinischen abweichende Laute romanischer Sprachen finden sich schon Andeutungen bei den Alten, so für das *E* und *O* statt *Ae* oder *Oe* und *Au*, was schon oben erwähnt wurde, so für das erweichte *L* die Bemerkung des Priscian, dass das *l* in *ille* und *Metellus* weicher laute als in *sol*, *flavus*, *clarus*.

II. Der Sprachbau. Wenn wir bei dem ersten Haupttheil unserer Betrachtung, dem über die Lautverhältnisse des Alt- und Neugriechischen, gestehen mussten, es einer Seits mit einer ziemlich unbekanntem Grösse zu thun zu haben, indem das Altgriechische zu weit hinter uns liegt, als dass sich über den Klang desselben aus so weiter Entfernung ein deutliches Bild gewinnen liesse, man mag nun den Gegenstand betrachten, von welcher Seite man wolle, so scheint, wenn wir uns nunmehr zu dem zweiten Haupttheil wenden, der Vergleichung des Sprachbaues, die Sache in sofern freilich leichter, als hier beide zu betrachtenden Gegenstände handgreiflich daliegen; das Neugriechische lebt noch neben uns, und von dem Altgriechischen sind uns Schriften in hinlänglicher Menge aufbehalten, um uns von dem Bau der Sprache ein vollständiges und klares Bild zu ma-

chen. Dafür tritt uns aber hier eine andere Schwierigkeit entgegen, nämlich die schon oben erwähnte grammatische Unbestimmtheit des Neugriechischen. Wenn wir uns auch hier nur an das Geschriebene halten, so ist doch auch da zwischen dem als pöbelhaft Verworfenen und dem als unverständlich ebenfalls gemiedenen rein Altgriechischen immer noch der Wahl und Willkür des Einzelnen ein hinlänglich weiter Spielraum gelassen, um die neugriechische Schriftsprache zu etwas ziemlich Vagern zu machen. Sollte der kleine zu einer politischen Wiedergeburt der Griechen gemachte Anfang eine Fixirung der Schriftsprache zur Folge haben, so wird eine solche gewiss aus ihrer jetzigen Unbestimmtheit sich eher der Volkssprache als dem Altgriechischen zuneigen. Eine Sprache macht überhaupt wohl nicht leicht Rückschritte in ihrer Bildung, so dass sie das einmal Aufgegebene wieder annähme, und ausserdem scheint in den mittleren Volksschichten auch ein Leben erwachen zu wollen gleich dem, welches in Italien die nur den Gelehrten verständliche lateinische Schriftsprache durch die neue, lebende Volkssprache verdrängen half. In dieser Voraussetzung muss einer solchen im Gegensatz zu der mehr altgriechischen Schriftsteller- und Gelehrtenaristokratie wohl so zu nennenden demokratischen Form des Neugriechischen wohl auch hier der Vorzug gegeben werden, d. h. es müssen, wenn es auch nicht möglich ist, die in mancherlei Dialekte gespaltene Volkssprache selbst in Betrachtung zu ziehen, doch möglichst alle in der Schrift nur irgend erscheinenden Formen derselben in Wort und Ausdruck vorzugsweise berücksichtigt werden.

Im Allgemeinen ist im Vergleich mit der altgriechischen Sprache der romanischen, wie den neuen Sprachen überhaupt, eine grössere Einfachheit im Bau, ein geringerer Formenreichtum, ein ausgedehnterer Gebrauch von Formwörtern als Ersatz für die zum Theil aufgegebene Flexion eigen. Vielfach zeigt sich hier, wie sich erwarten lässt, grosse Uebereinstimmung mit dem Gange, den die romanischen Sprachen genommen haben.

Nach der hergebrachten grammatischen Ordnung wenden wir uns zunächst zur

**Declination.** Hier finden wir das Neugriechische noch

nicht so weit fortgeschritten wie die romanischen Sprachen, denn es hat die Casusflexion noch nicht ganz aufgegeben, sondern nur den Dativ und den fast allen jetzt lebenden europäischen Sprachen fehlenden Dual. Der Dativ erscheint nur noch in einigen adverbialen Ausdrücken und sonst in manchen stereotypen Formeln, wie in Briefadressen. Der Accusativ ist vollständig geblieben und ist, wie im englischen Personalpronomen, gewissermassen allgemeiner Objectscasus — nur für den Ausdruck unseres von Verben abhängigen Dativs wechselt er ohne sichere Regel mit dem Genitiv —, indem er zugleich diejenige Wortform ist, mit welcher fast alle Präpositionen verbunden werden, also auch die, mit deren Hülfe andere Casusverhältnisse ausgedrückt werden. — Mangelhafter ist der Gebrauch des Genitivs. Er steht, ausser dass er, wie eben gesagt, abwechselnd mit dem Accusativ statt des Dativs gebraucht wird, fast nur attributivisch als Genit. possessivus, in Verbindung mit Adverbien, welche anstatt früherer Präpositionen gebraucht werden, und in einigen Zeit- und Massbestimmungen; aber auch für die beiden letzten Fälle scheint der eigentlich moderne Ausdruck ebenfalls der Accusativ mit einer Präposition zu sein, so wie auch die Construction einiger Präpositionen mit dem Genitiv (wie *κατά, πρός, πρό, περί*) wohl mehr der Gelehrten- als der eigentlichen Volkssprache angehört. Sonst wird regelmässig der altgriechische Genitiv mit der Präposition *ἀπό* umschrieben, wie in den romanischen Sprachen. Man sagt also ganz gewöhnlich z. B. *αὐτὸς μόνος ἀπὸ τοῦς ἀνθρώπους* (er allein von den Menschen), *ὁ Σωκράτης εἶναι σοφώτερος ἀπὸ τὸν Πλατῶνα, ὁ σοφώτερος ἀπὸ τοῦς Ἕλληνας* (Socrates ist weiser als Plato, der weiseste der Griechen), *μία κοῦφα ἀπὸ μάλαγμα* (eine Schale von Gold), *ἔχει χρεῖαν ἀπὸ παράδες* (er braucht Geld), *γεμάτον ἀπὸ νερό* (voll Wasser); — ferner *ὁ φίλος ἦτον κοντὰ εἰς ἐμένα* (der Freund war bei mir), *ὀπίσω ἀπὸ τὴν πόρταν* (hinter der Thür), *ἐμπρὸς εἰς ἐμένα* (vor mir) u. s. w.; der Genitiv in den zuletzt genannten Verbindungen wird in der Volkssprache nur vom Personalpronomen gebraucht, in der Gelehrtensprache auch sonst. — Einen absoluten Genitiv in der Participialconstruction kennt das Römische nicht. Es gebraucht dafür ganz

wie das Italiänische ein unfleclirtes Gerundium mit Hinzufügung des Subjects im Nominativ, z. B. ὄντας ἐγὼ εἰς τὸ χωριὸν ἐκάηκε τὸ σπήτι μου (ital. *essendo io nel villaggio arse la casa mia*).

Statt des Dativs gebraucht man den Accusativ mit εἰς (italiänisch *a*), auch wohl den Accusativ allein oder den Genitiv allein, — die beiden Casus allein, ohne die Präposition, unter anderen immer beim Personalpronomen, ganz wie im Italiänischen, in Verbindung mit einem Zeitwort, von welchem er abhängt, und ohne dass ein Nachdruck darauf gelegt wird. Der Accusativ als solcher hat so ziemlich dieselbe Anwendung wie in den romanischen Sprachen, und die altgriechischen Idiotismen im Gebrauche desselben sind fast ganz verschwunden. Wenn man auch jetzt noch sagt τὸν ἐνδύσει καπτάνι (er zog ihm ein Kleid an), διδάσκω τὸ παιδί τὰ γράμματα (ich lehre dem Kinde die Buchstaben), so mag mit τόν und τὸ παιδί wohl wie sonst nur der fehlende Dativ vertreten sein. Auf den Inseln scheint sich noch etwas mehr Alterthümliches in dieser Beziehung erhalten zu haben. David führt als eine Seltenheit an, dass er von einer Chiotin auf die Frage, warum ihre Augen roth seien, die Antwort bekommen habe πονῶ -α („ich leide daran“, wie altgriechisch κάμνω τοὺς ὀφθαλμούς) statt des auf dem Festlande gebräuchlichen με πονοῦνε („sie schmerzen mich“). Redensarten wie κίνδυνον κινδυνεύω hört man nur noch im Munde der Schriftgelehrten, welche Gelegenheit hatten, sie aus der alten Büchersprache sich anzueignen.

Was an Casusformen noch in der Sprache geblieben ist, darin findet sich ebenfalls das Alte mannichfach abgeändert. Die drei Declinationen des Altgriechischen sind fast in zwei zusammengeschmolzen, indem die ungleichsyllbige oder dritte durch Umformung der Nomina derselben beinahe ganz wegfällt bis auf die contrahirten Wörter. Von dem Masculinum wird nämlich der alte Accusativ des Plurals, von dem Femininum der des Singulars zum Thema erhoben, und so erhält man Wörter auf ας und α, welche bis auf die Betonung im Genitiv des Plurals der meisten für das Ohr ganz nach der ersten Declination abgeändert werden, während die Grammatiker in der verschiedenen Orthographie noch einen Unterschied fest zu halten suchen; es gab

ja aber auch im Alterthum schon Wörter, die im Gen. plur. nicht Perispomena waren. Wenn man z. B. die Wörter *γέροντας* und *γυναῖκα* nach der dritten Declination der Grammatiker declinirt, so haben sie im G. *γέροντα, γυναῖκας*, im Acc. *γέροντα, γυναῖκα*, im N. und Acc. plur. *γέροντες, γυναῖκες* (die Accusativendung auf *ας* hört man nie), im Gen. *γερόντων, γυναικῶν*; nach der ersten Declination gingen sie so: G. *γέροντα, γυναῖκας*, A. *γέρονταν, γυναῖκαν* (das *ν* hört man aber nie), N. u. Acc. pl. *γέρονταις, γυναῖκαις* (die Endung *αις* ist ganz gleichlautend mit *εις*), G. *γεροντῶν, γυναικῶν*. Der ganze Unterschied besteht also darin, dass man noch *γερόντων* nach der dritten Declination betont, nicht *γεροντῶν* nach der ersten.

Für die dritte Declination bleiben noch die Neutra wie *πῶγμα, πῶγματος* — *ἄλας, ἄλατος*; aber eines Theils gehn diese auch mit der zweiten Declination zusammen, deren Neutra auch zum Theil im Plural auf altäolische Weise imparisyllaba sind, wie *ἄλογον* (Pferd), G. *ἄλογου*, Plur. *ἄλογα* oder *ἄλογατα* (wie im Alterthum z. B. *ὄνειρατα* von *ὄνειρον*). der Gen. lautet in beiden Declinationen gleich, *πραγμάτων, ἀλογάτων* oder *ἀλόγων*, und der Dativ, der einen Unterschied machen würde, ist nicht vorhanden; anderen Theils wird die Declination der Neutra dadurch vereinfacht, dass sehr viele derselben, so wie auch viele Masculina und Feminina, in einer allein gebräuchlichen, gemeinschaftlichen Diminutivform auf *ι* (st. *ιον*) nach der zweiten Declination gehen, wie *ποδάρι, χέρι, μάτι* (für *ποῦς, χεῖρ, ὄμμα*). -- Dafür gehen von der anderen Seite die von Adjectiven auf *ιμο-* herkommenden Subst. neutr. in die dritte Declination über, wie *φέρειμον* (das Tragen), *γράψιμον* (das Schreiben), G. *φερσίματος, γραψίματος*.

Von den contrahirten Wörtern haben die Neutra auf *ος* die alte Form, eben so die Adjectiva auf *ης, ες* und die Nomina auf *εύς* im Plur. (im Sing. gehn sie mit der erwähnten Umformung des Nominativs nach der ersten); die auf *ις* haben nicht mehr den attischen Genitiv (die besonderen attischen Formen kommen überhaupt nicht mehr vor), sondern wie im Lateinischen gleichlautend mit dem Nominativ, aber *ης* geschrieben, im Plur. *εις* st. *εις*. Substantiva auf *ω, ως, υς* kommen nicht mehr vor,

die Adjectiva aber auf *ος* haben — wie im Altgriechischen *πολύς* — nur den Acc. sing. nach der dritten Declination, alles Uebrige geht nach der zweiten und ist, wie das Femininum, von einem Thema auf *εος* oder *υος*, welche letzte Schreibart die Grammatiker aber tadeln.

In der ersten Declination ist der Gen. auf *ου* weggefallen, denn die Wörter auf *ης* haben den auch im späteren Hellenismus an Eigennamen vorkommenden Genitiv auf *η*, die auf *ας* haben analog den dorischen Genitiv auf *α*; die Feminina auf *α* und *η* so wie die neu gebildeten auf *ου* nehmen ein *ς* an. Das *ν* des Accusativs wird wohl noch geschrieben aber nie gesprochen; N. und Acc. plur. enden gleichlautend auf *ας*.

Die zweite Declination enthält keine Feminina mehr sondern nur Masculina und Neutra, mit denselben Casusformen wie bei den Alten, denn auch die oben erwähnte Pluralform *ἀλόγατα* von *ἄλογον* ist, wenn auch nicht attisch, doch alt. Nach der zweiten Declination gehn auch die sehr zahlreichen Diminutiva auf *ι* \*), welche regelmässig wie von *ιον* ihre Casus bilden, nur dass die Endungen mit der Synizeze ausgesprochen werden, also gleichsyllbig mit dem Nominativ, und im Genitiv der Accent bisweilen auf die Endung gerückt wird, also z. B. *πιδάρι* G. *ποδαριου*, Plur. *ποδάρια*, G. *ποδαριῶν* (*podarju*, *podarja podarjon*). — Viel häufiger als im Altgriechischen sind auch Neutra auf *ο* st. *ου*, indem das *ν* hier wohl dasselbe Schicksal gehabt hat wie im Accusativ der ersten Declination. \*\*)

Eine sonderbare Anomalie haben einige Wörter neuer Bildung. Die auf *ας* und *ης* haben den Singular nach der ersten, den Plural nach der zweiten oder als Imparisyllaba nach der

\*) Die grosse Vorliebe für den Gebrauch der Verkleinerungswörter mag auch wohl von den Slawen herkommen.

\*\*) Das *ν* in alten Endungen scheint den Neugriechen vielfach nicht zu gefallen. Auch im Accusativ der Masculina der zweiten Declination wird es häufig verschwiegen, und anderswo, besonders in Verbalendungen, fügt man ihm ein *ε* hinzu. Andererseits schiebt man auch in mündlicher Rede jetzt vielfach ein *ν* *ἐφελκυστικόν* ein, wo es die alte Sprache nicht hat.

dritten Declination, z. B. *τάταρης* (Tatar), *μάστορας* (Meister), *ρῆγας* (König), *πασᾶς* (Pascha), *χαντζής* (Hadschi), *Ἀρμένης* (Armenier), im Plur., *τάταροι*, *μάστοροι*, *ρηγάδες*, *χαντζίδες*, *Ἀρμένιδες*. — Eine der ersten ähnliche Declination haben die von *ιος* abgekürzten Namen auf *ις*, wie *Γεώργις*, *Γ. Γεώργι*, *Α. Γεώργιν*.

Die Bildung des Vocativs, wo ein solcher mit einer vom Nominativ abweichenden Form gebraucht wird, ist meist dem Altgriechischen analog.

Die Adjectivendungen sind die früheren, von denen auf *ης* aber, welche im Alterthum communia waren, wird jetzt auch ein Femininum auf *ισσα* gebraucht; *πολύς* ist mit seiner altgriechischen Anomalie gebräuchlich, für *μέγας* aber sagt man, in räumlicher Beziehung wenigstens, regelmässig *μεγάλος*. Für *γλυκεῖα*, *βαρεῖα* u. d. gl. schreibt man auch *γλυκία*, *βαρία*, was aber für das Ohr keinen Unterschied macht, da man mit der Synizese spricht (*barjâ*, *glikjâ*). Communia auf *ος* kommen nicht mehr vor, sondern es wird immer ein Femininum gebildet, und zwar nach allen Consonanten, auch dem *ρ*, auf *η*, ohne Vorücken des Accents, also im Comparativ z. B. *σοφώτερος*, *σοφώτερη*. -- Die Comparative und Superlative werden wie im Hellenischen gebildet, nur ist jetzt die jonische Bildung auf *εστερος* (st. *στερος*) noch gebräuchlicher als im Alterthum. Die zweite Comparationsform auf *ιων* und *ιστος* ist aufgegeben, und so ist also auch in diesem Stücke die neue Sprache einfacher als die alte. Es fällt daher zum Theil auch die unregelmässige Comparison jetzt weg, oder sie ist anders als im Alterthum; man sagt z. B. *ταχύτερος*, *καλλήτερος*, *μεγαλήτερος*, *περισσότερος* (st. *πλείων*,) *πολλότατος*, *καλώτατος*. Ganz wie das Italiänische hat aber das Römische neben der alten Comparationsweise noch eine umschreibende, welche von der alten mit *μᾶλλον* und *μάλιστα* wohl zu unterscheiden ist. Man setzt nämlich im Comparativ *πλέον*, im Superlativ *ὁ πλέον* vor den Positiv, und wie sich hier also Comparativ und Superlativ nur durch den vorgesetzten Artikel unterscheiden, so braucht man auch den auf alterthümliche Weise gebildeten Comparativ mit dem Artikel in der Bedeutung eines Superlativs. Sonderbar ist es, dass man in beiden Sprachgebieten statt der passenden

μᾶλλον, μάλιστα, magis, maxime, in deren Anwendung doch das Alterthum vorangegangen war, auf das unpassende substantivische πλέον, plus, verfallen ist; nur auf der pyrenäischen Halbinsel ist man bei dem Alten geblieben (mas und mais aus magis); man muss indessen zugeben, dass wenigstens für das lateinische plus in dieser Verbindung sich schon bei den Lateinern Beispiele finden, nicht bloss bei den Späteren, wie Nemesianus, sondern auch schon bei Plautus, und von diesem Letzten kann man vielleicht schliessen, dass dieser Gebrauch des plus der lingua rustica eigen gewesen ist. Von den alten Comparativformen haben die romanischen Sprachen nur wenig Spuren erhalten, den Superlativ haben aber einige noch vollständig, sie gebrauchen ihn aber nur als absoluten, die moderne Form als relativen Superlativ, z. B. im Italiänischen bellissimo (sehr schön) und il più bello (der schönste). Die Neugriechen haben über ihren Ueberfluss noch nicht auf so öconomische Weise verfügt. Von neuer Bildung ist hier noch die nur in Titulaturen gebrauchte Zusammensetzung mit πάν, wie παναγιώτατος (Allerheiligster), πανιερώτατος (Hochwürdigster), πανελλαμπρότατος (Excellenz).

Das „als“ nach dem Comparativ wird entweder, dem altgriechischen Genitiv entsprechend, mit der Präposition από gegeben — den Genitiv selbst hört man nur noch beim Personalpronomen — oder mit παρά; diess letzte steht jedoch nicht bloss als Präposition mit dem Accusativ verbunden, wie im Alterthum, sondern auch als Adverb vor Sätzen und nicht declinirbaren Wörtern, wie das alte ή, z. B. εἶμαι τῶρα πλέον εὐχαριστημένος παρ' ὅταν ἦλθα (ich bin jetzt zufriedener als da ich kam).

Der bestimmte Artikel ist der alte in seiner früheren Form, nur für αἱ und τὰς ist jetzt ἡ und τῆς gewöhnlicher — also gleichlautend mit dem Masculinum οἱ —; ausserdem hört man auch, besonders im Accusativ, ein unveränderliches τῆ, so wohl für den Artikel selbst als für das gleichlautende von αὐτός verkürzte Personalpronomen. Für die romanischen Sprachen ist der vom alten Demonstrativpronomen gewonnene Artikel eine Bereicherung gegen die ältere Sprache, in beiden Gebieten ist eine solche der unbestimmte Artikel, wofür sowohl

das Neugriechische als alle romanischen Sprachen das Zahlwort „ein“ verwenden, romäisch *ένας, μία, ένα*.

Sehr bedeutende Veränderungen hat die Sprache am Pronomen erlitten. In der dritten Person dient *αὐτός* in allen Casus, wird aber in den obliquen Casus um die erste Sylbe verkürzt, und die so dem Artikel gleichlautenden Formen können auch enclitisch sein. Für *σύ* ist auch *ἐσύ*, für *ἐμέ* und *σέ* auch *ἐμένα, ἐσένα*.

Im Plural ist *μάς, σάς* nicht bloss Accusativ für *ἡμᾶς ὑμᾶς*, sondern sehr gewöhnlich auch, den Hauptwörtern enclitisch nachgesetzt, Genit. possess., und eben so steht auch in der dritten Pluralperson die Accusativform statt *των*. Der Nominativ *ἐμεῖς* ist wohl nicht gleich *ἡμεῖς* mit Beibehaltung des *E*-Lauts für *η*, sondern scheint, verglichen mit der zweiten Person *σεῖς* oder *ἐσεῖς*, neuer Bildung.\*) Eine wunderliche Erscheinung ist die ganz barbarische Zusammenstellung *τοῦ λόγου μου* (st. *ἐγὼ* und *μου*), *τοῦ λόγου μας* (st. *ἐμεῖς* und *μάς*) u. s. w., welche für höflicher gilt und wie das gewöhnliche Personalpronomen, zugleich auch reflexiv ist; in reflexiver Bedeutung wird aber auch eine andere, ähnliche Zusammensetzung gebraucht, *τοῦ ἑαυτοῦ μου, τοῦ ἑαυτοῦ μας* u. s. w. Diejenigen, welche reiner zu schreiben vermeinen, gebrauchen als Reflexiv das alte *ἑαυτοῦ* etc., aber unverändert für alle drei Personen, was ein Slawismus sein kann, wozu aber doch auch das Altgriechische schon Anfänge zeigt. — Des Nachdrucks wegen können, wie im Französischen, die Personenwörter verdoppelt werden, z. B. *ἐμένα μὲ φαίνεται*, französ. *il me parait à moi*. — Für *αὐτός* in der alten Bedeutung „selbst, derselbe“ gebraucht man jetzt *ὁ ἴδιος*, statt *ἐγὼ ὁ ἴδιος* u. s. w. auch *ἐγὼ μόνος μου* oder *αὐτός μου* u. s. w. Es ist also *αὐτὸς ὁ ἴδιος* er selbst, *ὁ ἴδιος ἄνθρωπος* derselbe Mensch, *ὁ ἴδιος ὁ ἄνθρωπος* oder *ὁ ἄνθρωπος ὁ ἴδιος* der Mensch selbst; auch sagt man mit pleonastischem Personworte *ὁ ἄνθρωπος ἦλθεν αὐτὸς ὁ ἴδιος*, wie im Französ. *l'homme vint lui-même*. — Die Stellung der Personalpronomina

\*) Korais leitet *σεῖς* und *σάς* von *σφεῖς* und *σφᾶς* her, und vergleicht die Veränderungen *ἐμένα, ἐσένα* mit den dorischen *ἐγώνη τύνη*.

bei den einfachen oder zusammengesetzten Zeiten des Verbs und je nachdem sie einzeln vorkommen oder mehre zusammen in verschiedenen Casus, ist in der neuen Sprache, wie in den romanischen, fester bestimmt als in der alten; man lässt z. B. immer den Accusativ dem Dativ und beim Imperativ beide dem Verbum nachfolgen, z. B. τοῦ τὸ εἶπα, italiän. *glielo dissi*, ἐπέ τού το, italiän. *di glielo*.

Das im Altgriechischen schon nicht viel gebrauchte adjectivische Possessivpronomen fehlt im Neugriechischen ganz, und wird durchaus durch die enclitischen Genitive (oder respective Accusative) des Personalpronomens ersetzt. Für das substantivische (absolute) „der meinige, der unsrige“ etc. dient eine Zusammensetzung mit dem vielleicht aus ἴδιος entstandenen ἐδικός oder δικός, nämlich ὁ ἐδικός μου, ὁ ἐδικός μας u. s. w.

Von den Demonstrativen ist ἐκεῖνος noch vorhanden; für οὗτος aber gebraucht man αὐτός oder τούτος, τοῦτη, τοῦτο (ἐτοῦτος, ἐτούτη, ἐτοῦτο) einfach declinirt ohne Vocalveränderung in der vorletzten Sylbe, wie auch im Alterthum die Kreter sollen gethan haben. Alle Demonstrativpronomina werden mit dem Artikel verbunden gebraucht wie im Hellenischen, und im gemeinen Leben verlängert mit einem eingeschobenen ν, meist mit dem Vocal der letzten Sylbe, z. B. αὐτουνοῦ, αὐτωνῶν, τουτηνης, ἐκεινονοῦ, ἐκεινονα; eben so sagt man auch ποιανοῦ, ποιανῆς etc., von ποῖος, und ὄλωνῶν, ὄλονοῦς etc., von ὅλος (st. πᾶς). Statt der Demonstrativa τοιοῦτος, τοσοῦτος gebraucht die neue Sprache τέτοιος und τόσος. — Die Neugriechen haben von ihren drei Demonstrativpronomen (τούτος, αὐτός, ἐκεῖνος) nicht den klugen Gebrauch gemacht wie zum Theil das Romanische, d. h. damit etwas dem Sprechenden oder Angeredeten Nahes oder Beiden fern Liegendes zu bezeichnen, wie etwa die Italiäner mit ihrem *questo, cotesto, quello*.

Für das alte Relativpronomen ὅς, ἧ, ὃ ist jetzt das ganz auf romanische Weise gemachte ὁ ὁποῖος, wie französisch. *lequel*, ital. *il quale* u. s. w., und im Nominativ und Accusativ aller Geschlechter und beider Zahlen das ebenfalls einem romanischen *que, che* entsprechende ὁποῦ oder ποῦ.

Für das alte Reciprocum ἀλλήλων ist das ebenfalls wieder dem Romanischen ganz gleich gebildete ἕνας τὸν ἄλλον.

An Interrogativen hat die neue Sprache die allen τίς (wer), ποῖος (welcher) und ausserdem noch ein neues ποταπός (was für ein). Auch hier ist den romanischen Sprachen angemessen der Gebrauch, τι zu Hauptwörtern jeden Geschlechts im Singular und Plural zu setzen, z. B. τί ἄνθρωπος εἶναι αὐτός; — τί ὄρατα γυναῖκα! italiän. *che uomo è questo? — che bella donna!*

Für das Indefinitum τίς, oder jetzt vielmehr τίνας, ist gewöhnlicher noch das neu gebildete κάποιος, κά νένας, das letzte meist nur in negativen Sätzen mit δέν (st. οὐ, aus οὐδέν verkürzt) für das alte οὐτίς. — Statt des alten ὁ δεῖνα (öfter ὁ δεῖνας) ist gewöhnlicher ὁ τᾶδε, welches auch mit Substantiven verbunden wird.

Im Gebrauch der Zahlwörter unterscheidet sich die neue Sprache wenig von der alten. Die Zusammensetzung der Zahlen mit καί ist nicht gebräuchlich, man sagt nur δακατρεῖς, δεκατέσσαρες, εἴκοσι πέντε &, und eben so nur δέκατος τρίτος etc. nicht τρισκαιδέκατος. Die Zusammensetzungen δισχίλιοι, τρισχίλιοι, δισμύριοι etc. werden in der Rede immer ersetzt durch die freilich auch alten Ausdrücke δύο, ἶρεῖς, εἴκοσι χιλιάδες, man setzt aber jetzt den gezählten Gegenstand dazu nicht in den Genitiv, sondern gebraucht sie wie andere Zahlwörter, also δύο χιλιάδες ἀνθρώποι. — Die Formen der Zahlwörter selbst sind übrigens vielfach verkürzt und verändert, man sagt z. B. ἕξη, ἑφτά, δεκάξε, δεκαφτά, τριάντα (30) σαράντα (40), πενήκτα, ὀγδόντα u. a. — Neue Bildungen und Ausdrücke sind: τέσσαρα φούντια καὶ τρία τέταρτα (4<sup>3</sup>/<sub>4</sub>Pfund), πέντε ἡμισυ φιορίνια oder πέντε φιορίνια καὶ μίσον (wie französ. *cinq florins et demi*), τρία τῶν πεντακοσίων τριάντα ἕξη (<sup>3</sup>/<sub>536</sub>), ἕνα δέκατον (<sup>1</sup>/<sub>10</sub>) — αἱ δύο, αἱ τρεῖς (sc. ὥραις, zwei Uhr, drei Uhr) wie im Italiänischen *le due, le tre* — ἡ πρώτη, αἱ δύο, αἱ εἴκοσι (sc. ἡμέραις, der erste, zweite, zwanzigste Tag des Monats) — μία βολά, δύο βολαῖς oder μία φορά, δύο φορές etc. (ein Mal, zwei Mal) — δέκα τὰ ἕκατον (zehn Procent) — δοτζίνα, ζευγάρι, μιλιούνι, μιλιούνι (ein Dutzend, Paar, eine Million, Billion)

— δεκαριά, εικοσαριά (französ. *une dizaine, vingtaine*) und πεντάριον, δεκάριον, εικοσάριον (ein Fünfer, Zehner, Zwanziger).

Die Conjugation des Zeitworts ist ungleich einfacher als im Altgriechischen, ebenfalls sehr analog der romanischen, durch Einführung von Hülfzeitwörtern, wozu sich indessen in den beiden alten Sprachen schon ein Anfang zeigt.

Ausser dem natürlich auch hier fehlenden Dual ist noch das Medium aufgegeben, dessen Bedeutung entweder durch das Passiv oder durch das Activ mit hinzugefügtem Reflexivpronomen gegeben wird, der Optativ, von welchem nur in besonderen Formeln noch vereinzelt Spuren vorkommen, wie γένοιτο, θεός φυλάξοι u. a., und sogar der Infinitiv. Ein Unterschied zwischen Tempora prima und secunda findet nicht mehr Statt; zwar haben noch einige Verba wie sonst den ersten, andere den zweiten Aorist, aber diese unterscheiden sich jetzt nur durch das Thema, von dem sie gebildet sind, nicht durch die Endung. Von γράφω z. B. heisst der Aorist ἔγραψα, ἔγραψες, ἔγραψε etc., von μαθαίνω (st. *μανθάνω*) ἔμαθα, ἔμαδες, ἔμαδε u. s. w.\*) — Von altgriechischen Zeitformen fallen Perfect, Plusquamperfect und Futur weg, und der Aorist vertritt zugleich das Perfect, wie im Lateinischen, das Plusquamperfect aber und Futur werden mit Hülfzeitwörtern gebildet. — Im Gebrauche des Augments ist grosses Schwanken. Die Reduplication kommt gar nicht mehr vor, da das Perfect und Plusquamperfect, deren Stamm sonst durch die Reduplication verstärkt wurde, in ihrer alten Form nicht mehr existiren, und das Participium des Perf. pass., welches allein noch übrig ist, ohne Reduplication gebildet wird, von λύω z. B. nicht λελυμένος sondern bloss λυμένος. Das Augmentum *temporale* ist bis auf sehr wenige Spuren aus der gewöhnlichen Rede geschwunden, und wird nur von den puristischen Schriftstellern noch festgehalten; das Augmentum *syllabicum* aber ist noch gebräuchlich, und zwar häufiger in der

\*) Schon das Alterthum ist mit ähnlichen Formen vorangegangen, wie εἶπα, ἤγεγκα neben εἶπον, ἤνεγκον, und der alexandrinische Dialekt dehnte diese Bildung noch weiter aus.

verstärkten Form als *η*, nach dem Vorgange der Attiker selbst in einigen Verben. Die mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter haben das Augment nur dann in der Mitte, wenn die Präposition mit einem Vocal anfängt, sonst vorn, z. B. ἀπέβαλα, aber ἐκατάβαλα, ἐπρόβαλα; oft auch hört man es an beiden Stellen zugleich, noch öfter fehlt es ganz, besonders an längeren Verbalformen, d. h. solchen, die ohne das Augment schon aus drei oder mehr Sylben bestehen, z. B. τιμοῦσα, τιμοῦσες, τιμοῦσε (Imperfect von τιμῶ) neben ἤγραφα, ἤγραφες, ἤγραφε (Imperfect von γράφω, aber von diesem wieder der Plural lieber γράφαμε, γράφετε γράφανε).

Von den altgriechischen Verben auf *μι* sind nur sehr wenige Trümmer übrig, denn statt τίθημι, ἵσθημι, δίδωμι sagt man jetzt θέτω, σταίνω (stelle), στέκω (stehe), δώνω. — So hat man also jetzt nur die Conjugation der Barytona und Perispomena. Die letzten sind aber wieder sehr vereinfacht, denn 1) werden sie grossentheils durch Einschubung von *ν* — so alle ursprünglichen auf *όω* und viele andere — oder von *ς* in Verba barytona verwandelt, und 2) fallen die beiden übrigen auf *έω* und *άω* im Imperfect zusammen. Es ist wohl kaum nöthig daran zu erinnern, dass die erwähnte Einschubung von Consonanten vor der Endung der Verba pura nur eine weitere Fortbildung einer schon im Altgriechischen liegenden Anlage ist, wie z. B. in ἀνύω (ἀνύτω), δύω (δύνω), ἀτιμάω (ἀτιμάζω). Auch bei anderen Verbis puris, welche nicht contrahirt werden, sieht die jetzige Sprache dieses Einschieben, z. B. κλύγω, κλαύγω, st. καίω, κλαίω.

Der Coniunctiv ist im Romäischen ein sehr wichtiger und viel gebrauchter Theil des Zeitworts. Wenn er zum Ausdruck eines Wunsches für den Optativ steht, so hat er immer vor sich die Partikeln ἄμποτε\*) oder gewöhnlicher ἄμποτες, ἄς, seltener und nur der Schriftsprache mehr eigen, das alte εἶθε, sonst immer die aus ἵνα abgekürzte Coniunction νά, so wie die Romanen auch ihren Coniunctiv fast nie ohne das entspre-

\*) Ἄμποτε ist das alte εἶ ποτε, zusammengesetzt aus ἄν (d. h. εἶν = εἶ vgl. unten) und ποτέ.

ehende *me, che* gebrauchen. Dieser Coniunctiv mit *νά* muss auch die Stelle des in der Volkssprache durchaus nicht mehr vorhandenen Infinitivs vertreten, sogar mit dem Artikel und mit Präpositionen, wie: *τὸ νὰ ἀγαπᾷ κἀνέννας τὴν πατρίδα, αὐτὴ εἶναι ἡ πρώτη ἀρετὴ* (altgriechisch *τὸ φιλεῖν τὴν πατρίδα πρώτη ἐστὶν ἀρετὴ*), *ὁ Πλάτων συναναστρεφούτανε μὲ τὸν Σωκράτη διὰ νὰ μαθῇ φιλοσοφίαν* (altgriechisch *ὁ Πλάτων συνῆν τῷ Σωκράτει διὰ τὸ μαθεῖν φιλοσοφίαν*). Substantivisch, mit dem Artikel verbunden, gebraucht man statt des griechischen Infinitivs — oder vielleicht mehr statt der Verbalsubstantive auf *μος* oder *τε* -- das Neutrum der Adjectiva auf *μος* wie *τὸ πλύσιμον* für *τὸ πλύνειν* oder *ἡ πλύσις, ὁ πλυσμός*.

Der Gebrauch, nicht bloss einen mit dem Infinitiv verkürzten sondern auch einen vollständigen Satz mit dem Artikel zu versehen und als ein Substantiv zu fassen, ist zwar nicht ohne Vorgang des Hellenischen, wo auch Sätze vorkommen wie *ἐν ἔτι λέιπεται, τὸ ἦν πείσωμεν ὑμᾶς*, aber dennoch bleibt das gänzliche Fehlen des Infinitivs in einer Sprache immer etwas höchst Sonderbares, und ist in dem Baue des Neugriechischen vielleicht die auffallendste Eigenheit. Das in neuen Sprachgebilden von dem Früheren Abweichende auf eine Entlehnung aus einer anderen Sprache zurückzuführen, kann zwar nicht durchgängig, als allgemeiner Grundsatz anerkannt werden, weil im Gegentheil bei der Bildung von Mischsprachen im Ganzen der gleiche Gang zu bemerken ist, die Elemente zu diesen mögen sein, welche sie wollen; eben so wenig aber wird es im Einzelnen durchaus gelängnet werden können, und so dürfte sich das so fast ganz allein dastehende Fehlen des Infinitivs im Neugriechischen wohl von dem gleichen Umfande im Albanesischen herleiten lassen. Im Albanesischen -- und diess möchte ausser dem Romäischen wohl die einzige europäische Sprache sein, in welcher so etwas ist -- wird ganz eben so der Infinitiv mit dem Coniunctiv umschrieben, und bei der grossen Verbreitung der Albanesen sowohl auf dem Festlande als auf Morea erscheint ein Einfluss ihrer Sprache auf das Neugriechische sehr natürlich. Es darf indessen nicht verschwiegen werden, dass auch in der Sprache des neuen Testaments schon der Ge-

brauch des *ἴνα* mit dem Coniunctiv sehr häufig ist, wo die ältere Sprache verkürzte Sätze mit dem Infinitiv oder vollständige mit *ὅτι* bilden würde.

Die Hilfsverba dienen zur Bildung des Plusquamperfects Futurs und Conditionals auf eine zum Theil eigenthümliche Weise. Das Plusquamperfect setzt vor die unverändert bleibende dritte Person des Aor. Coniunct. oder des alten Futurs — diese beiden sind nämlich nur für das Auge, nicht für das Ohr verschieden — das Imperfect von *ἔχω*, also *εἶχα*, *εἶχες*, *εἶχε*, *εἶχαμε* & *γράφη* oder *γράψει*. Das Futur wird auf verschiedene Weise gemacht. Die Gebildeten bedienen sich des flectirten *θέλω* (ich will) vor der unveränderten dritten Person des Präsens oder des Aor. Coni. oder des alten Futurs\*), in der eigentlichen Volkssprache aber lässt man immer das Hilfszeitwort unverändert, entweder in der dritten Person *θέλει* oder in *θέ* verkürzt, und setzt dazu den vollständig flectirten Coniunctiv des Präs. oder Aor., bei dem *θέ* mit der Coniunction *νά*, bei *θέλει* ohne dieselbe, und unterscheidet auf diese Weise z. B. *θέλω νά εἶπω*, ich will sagen, und *θέ νά εἶπω* oder *θέλει εἶπω*, ich werde sagen; *θέ νά* zieht man dann wohl noch mehr zusammen in *θά*. Gewissermassen vorgebildet mag dieses Futur sein durch den Gebrauch des Coniunctivs statt des Futurs im späteren Hellenismus und in Verbindung mit *ἄν* schon bei Homer. — Ganz analog der Bildung des Futurs ist die des Conditionals, wo statt des Präsens *θέλω* nur das Imperfect *ἤθελα* genommen wird, also *ἤθελα*, *ἤθελες*, *ἤθελε* etc. *γράφει* (*γράφη*, *γράφει*) oder *ἤθελε γράψω* (*γράφω*), *ἤθελε γράψης* (*γράφης*) u. s. w.; eine dem *θέ* aus *θέλει* entsprechende Verkürzung von *ἤθελε* kommt aber nicht vor.

In allen diesen zusammengesetzten Zeiten folgt die Flexion der Hilfszeitwörter, wo diese überhaupt flectirt werden, der der übrigen Verba, es wird also, um ein Bild von der jetzigen griechischen Coniugation zu geben, genügen, die einfachen Zeitfor-

\*) Das zu *θέλω* gesetzte Verb ist wohl eine Verkürzung des alten Infinitivs, daher man im Passiv auch nur den Aorist (*γραφτή* von *γραφθῆναι*) dazu gebraucht; *θέλω* aber, statt des alten *μέλλω* beim Infinitiv, scheint wieder ein Slavismus zu sein, da die südlichen Slawen ebenfalls ihr Futur mit dem Zeitwort „ich will“ bilden.

men (Präsens, Imperfect und Aorist) anzuführen, nach den drei Conjugationen, die man — entsprechend den drei ersten lateinischen — jetzt in der Sprache, annehmen kann. Da es aber unsere Absicht nicht ist, eine vollständige romäische Grammatik zu geben, sondern nur eine Uebersicht von dem Baue derselben zum Vergleich mit dem Hellenischen, so beschränken wir uns billig darauf, nur das eigentlich im Volke Lebende, am meisten vom Altgriechischen Abweichende zu geben, mit Uebergang derjenigen Formen, welche von den Gebildeten und mit dem Alterthum Vertrauten als das vermeintlich Reinere und Bessere vorgezogen werden.

## A c t i v.

I. Conj.	II. Conj.	III. Conj.
Indic. Praes. τιμῶ τιμᾶς *) τιμᾷ *) τιμοῦμε τιμᾶτε τιμοῦνε	πατῶ πατεῖς πατεῖ πατοῦμε πατεῖτε πατοῦνε	γράφω γράφεις γράφει γράφομε γράφετε γράφουνε
Imperf. τιμοῦσα τιμοῦσες τιμοῦσε τιμοῦσαμε τιμοῦσατε τιμοῦσανε	πατοῦσα u. s. w. wie I. Conj.	ἤγραφα ἤγραφες ἤγραφε γράφαμε γράφετε γράφανε
Aorist. ἠτίμησα ἠτίμησες ἠτίμησε u. s. w. wie Imperf.	ἠπάτησα ἠπάτησες ἠπάτησε u. s. w.	ἠγραψα ἠγραψες ἠγραψε u. s. w.

\*) In Morea, Epirus und Thessalien soll man noch die aufgelösten Formen gebrauchen.

<p>Conj. Praes. <i>νά τιμῶ</i> u. s. w. wie Indic.</p>	<p><i>νά πατῶ</i> <i>νά πατῆς</i> <i>νά πατῆ</i> <i>νά πατούμε</i> <i>νά πατῆτε</i> <i>νά πατοῦνε</i></p>	<p><i>νά γράφω</i> <i>νά γράφης</i> <i>νά γράφη</i> <i>νά γράφωμε</i> <i>νά γράφητε</i> <i>νά γράφουνε</i></p>
<p>Aor. <i>νά τιμήσω</i> <i>νά τιμήσης</i> <i>νά τιμήσῃ</i> <i>νά τιμήσωμε</i> <i>νά τιμήσετε</i> <i>νά τιμήσουνε</i></p>	<p><i>νά πατήσω</i> u. s. w.. wie I. Conj.</p>	<p><i>νά γράψω</i></p>
<p>Imperat. Praes. <i>τίμα</i> <i>ᾶς τιμᾶ</i> <i>τιμᾶτε</i> <i>ᾶς τιμοῦνε</i></p>	<p><i>πάτει (πάτηε)</i> <i>ᾶς πατῆ</i> <i>πατεῖτε</i> <i>ᾶς πατοῦνε</i></p>	<p><i>γράφε</i> <i>ᾶς γράφη</i> <i>γράφετε</i> <i>ᾶς γράφουνε</i></p>
<p>Aor. <i>τίμησε</i> <i>ᾶς τιμήσῃ</i> <i>τιμήσετε</i> <i>ᾶς τιμήσουνε</i></p>	<p><i>πάτησε</i> u. s. w. wie I. Conj.</p>	<p><i>γράψε</i> <i>ᾶς γράψῃ</i> <i>γράψετε</i> <i>ᾶς γράψουνε</i></p>
<p>Gerund. <i>τιμῶντας</i> oder <i>τιμοῦντας</i></p>	<p><i>πατοῦντας</i></p>	<p><i>γράφοντας</i></p>

**P a s s i v.**

I. Conj.	II. Conj.	III. Conj.
<p>Ind. Praes. <i>τιμοῦμαι</i> <i>τιμᾶσαι</i> <i>τιμᾶται</i> <i>τιμούμασθε</i> (-μεσθε) <i>τιμᾶσθε</i> <i>τιμοῦνται</i></p>	<p><i>πατηοῦμαι</i> <i>πατηέσαι</i> <i>πατηέται</i> <i>πατηούμασθε</i> (-μεσθε) <i>πατηέσθε</i> <i>πατηοῦνται</i></p>	<p><i>γράφομαι</i> <i>γράφεσαι</i> <i>γράφεται</i> <i>γραφούμασθε</i> (-μεσθε) <i>γράφεσθε</i> <i>γράφονται</i></p>

Imperf. τιμούμουνε τιμούσουνε τιμούντανε τιμούμαστε (-μεστε) τιμούσαστε (-σεστε) τιμούντανε	πατούμουνε u. s. w. wie I. Conj.	γραφούμουνε u. s. w. wie I. Conj.
Aor. τιμήθηκα τιμήθηκες τιμήθηκε τιμηθήκαμε τιμηθήκατε τιμηθήκανε	πατήθηκα u. s. w. wie I. Conj.	γράφηκα u. s. w. wie I. Conj.
Conj. Praes. νὰ τιμούμαι u. s. w. wie Indic.	νὰ πατηούμαι u. s. w. wie Indic.	νὰ γράφωμαι νὰ γράφεσαι u. s. w. wie Indic.
Aor. νὰ τιμηθῶ νὰ τιμηθῆς νὰ τιμηθῆ νὰ τιμηθοῦμε νὰ τιμηθῆτε νὰ τιμηθοῦνε	νὰ πατηθῶ u. s. w. wie I. Conj.	νὰ γραφθῶ u. s. w. wie I. Conj.
Imperat. Praes. τιμοῦ ἄς τιμᾶται τιμᾶστε ἄς τιμοῦνται	πατοῦ ἄς πατηέται πατεῖστε ἄς πατηοῦνται	γράφου ἄς γράφεται γράφεστε ἄς γράφουνται
Aorist. τιμήσου ἄς τιμηθῆ τιμηθῆτε ἄς τιμηθοῦνε	πατήσου u. s. w. wie I. Conj.	γράψου ἄς γραφθῆ γραφθῆτε ἄς γραφθοῦνε
Part. Pr. *) τιμούμενος, η, ον	πατούμενος, η, ον	γραφόμενος, η, ον
Pract. **) τιμημένος, η, ον	πατημένος, η, ον	γραμμένος, η, ον

\*) Für die Deponentia vertritt dieses Particip zugleich das Gerundium, bleibt aber flectirt, z. B. καθόμενοι ἑμεῖς εἰς τὸ τραπέζι, ἦλθανε οἱ φίλοι μας (während wir bei Tische sassen, kamen unsere Freunde).

\*\*) Von den intransitiven Verben, welche kein Passiv zulassen,

Das Passiv der ersten Conjugation ist, wie man sieht, grössentheils dem der zweiten gleich gebildet, im Activ dagegen lieben es die Neugriechen, die Verba, welche im Altgriechischen auf *έω* ausgingen, nach der ersten Conjugation zu flectiren, wovon im Alterthum selbst der jonische Dialekt das Umgekehrte that.

Bei dem so einfachen Bau des neuen Verbuins genügt, um jedes Zeitwort conjugiren zu können, die Kenntniss des Präs. und Aor. Activ., Aor. Pass. und Partic. Praet., und das Verhältniss dieser unter einander ist im Ganzen dasselbe wie im Hellenischen, oder mit anderen Worten, zu der Bildung der drei letzten wird ein eben solches einfaches Thema vorausgesetzt wie in der alten Sprache. Es sind daher diese letzten oft den altgriechischen Formen viel ähnlicher als das Präsens, dessen verstärkter Charakter oft ein anderer ist als im Alterthum, wenigstens nach dem Sprachgebrauch der attischen Prosa, obwohl er zu dem des Aorist u. s. w. selbst in einem einfacheren Verhältniss steht. So ist die Bildung der Aoriste *έμαδα, έπαδα, εκατάλαβα, έλαχα* von den jetzigen *μαθαίνω, παθαίνω, καταλαβαίνω, λαχαίνω*, ganz nach den Regeln der alten Grammatik und einfacher als die der alten *έμασον, έπασον, κατέλαβον, έλαχον* von *μανθάνω, πάσχω, καταλαμβάνω, λαγχανώ*.

Die dorische Form des Aorists auf *ξα* von einem Präsens auf *ζω* ist sehr beliebt, so dass sie sogar in die Verba pura hineindringt. Aehnliche Aoriste auf *ψα* von alten Verbis puris erklären sich aus der modernen Aussprache, wie *έμισεψα, εκαψα*, st. *έμισευσα, εκαυσα*.

Was die von den altgriechischen ganz abweichenden Personalendungen betrifft, so lässt sich auch davon — wie das Fehlen des Infinitivs — Manches auf das Albanesische zurückführen, wenn man einmal für solche Dinge ein Muster von aussen haben will; so namentlich die Pluralendungen auf *ε*, in der ersten Person durch Abwerfung des alten *ν*, in der dritten durch Annahme eines *ε*. — Zu den verschiedenen Personen wird das Personalpronomen als Subject viel häufiger gesetzt als im Alterthum, was in den romanischen Sprachen eben so ist.

---

bezeichnet diess Particp, als *Drponens*, die vergangene Handlung, wie in d. romanischen Sprachen.

Interessant ist die Bildung des passiven Aorists. Er ist von einem verlängerten Thema auf *θέω* nach der Conjugation der Verba auf *μι* gebildet wie im Alterthum, aber nicht ein zweiter Aorist wie dort sondern ein erster; das romanische *ἐτιμήθηκα* verhält sich zum hellenischen *ἐτιμήθην* eben so wie das alte *ἔθηκα* oder *ἦκα* zu *ἔθην* oder *ἦν*.

Von den defectiven Zeitwörtern des Alterthums hat die neue Sprache nur das Zeitwort „sein“, welches fast ganz als ein Deponens conjugirt wird, nämlich: Indic. Präs. *εἶμαι, εἶσαι, εἶναι, εἶμασθε, (εἶμεσθε), εἶστε, εἶναι*. Imperf. *ἦμουνε, ἦσουνε, ἦτανε, ἦμασθε (ἦμεσθε), ἦσασθε, ἦτανε*. — Conjunct. Präs. *νὰ ἦμαι, ἦσαι, ἦται, ἦμασθε (ἦμεσθε), ἦστε, ἦναι* — Imperat. *ἔσο, ἄς ἦναι, ἦστε, ἄς ἦναι*. — Gerund. *ὄντας*. — Als Aorist gebraucht man *στάθηκα*, von dem Stamme *σταίνω* (stellen), wie auch in den romanischen Sprachen die Conjugation des Zeitworts „sein“ von dem alten *esse* und *stare* zusammengesetzt wird.

Vergleichen wir das neugriechische Conjugationssystem mit dem romanischen, so hat dieses durchaus den Vorzug grösseren Reichthums und grösserer Bestimmtheit. Es hat nicht Aorist und Perfect in einer Form vereinigt, sondern gebraucht das alte Perfect für jenes und bildet sein Perfect auf moderne Weise durch Zusammensetzung wie das neugriechische Plusq., u. es hat auch sonst mehr zusammengesetzte Zeitformen, auf der pyrenäischen Halbinsel auch noch mehr einfache, indem man dort namentlich auch aus der antiken Plusquamperfectform, welche anderswo ganz aufgegeben ist, etwas zu machen gewusst hat. Besonders unterscheidend ist auch die Bildungsweise der zusammengesetzten Zeitformen. Während nämlich das Neugriechische für das alte *μέλλω* sein *θέλω* eintreten lässt, verschmelzen die romanischen Sprachen das Präsens des Zeitworts „haben“ mit einem vorhergehenden Infinitiv — in der frühesten Zeit erscheinen beide Theile auch noch getrennt —, für welchen Gebrauch sich schon Aehnliches im mittelalterlichen Latein findet\*). Diesem analog ist das Verhältniss der romanischen Conditionalform zur

---

\*) Vgl. in den oben angeführten longobardischen Gesetzen *ego tibi habeo facere st. ego tibi faciam*, und *ego te ferire habeo* statt *ego te feriam*, jetzt z. B. italiänisch *farò* und *ferirò* d.h., *far ho* und *ferir ho*.

neugriechischen. Für das Präteritum haben die romanischen Sprachen, — wie wohl alle europäischen, die albanesische nicht ausgeschlossen -- eine Verbindung der Hilfszeitwörter mit dem Particip genommen, das Neugriechische besitzt aber im Activ kein entsprechendes Particip, und nimmt dafür eine Verbalform, welche sich am ehesten noch als eine Verkürzung aus dem alten Infinitiv erklären lässt. Eine gleichmässige aber und für den Satzbau wichtige Errungenschaft in beiden Sprachgebieten ist ein Gerundium in dem Sinne, wie es die beiden alten Sprachen nicht haben; nur für die romanischen Sprachen findet sich in dem späteren Latein ein Vorbild an dem ähnlich gebrauchten Ablativ des Gerundiums \*).

Der so vielfach veränderte Bau der griechischen Sprache hat natürlich auch manche Abweichungen von der hellenischen Syntax zur Folge. Manches der Art ist schon in Vorhergehenden beiläufig erwähnt worden, hier nur noch einige Bemerkungen.

Der Wiederholung eines Wortes bedient man sich, wie im Italiänischen, um eine Continuität zu bezeichnen, z. B. *πηγαίνω γιαλό γιαλό* (ich gehe am Ufer entlang).

Das Activ in Verbindung mit dem reflexiven Pronomen oder das Passivum drückt jetzt das aus, wofür die alte Sprache sonst das Medium hatte; das Passiv hat sogar auch die dem Medium nur selten innewohnende reciproke Bedeutung. Für das alte Medium in der Bedeutung „etwas thun lassen“ steht jetzt einfach nur das Activ. Die Deponentia sind also auch alle jetzt passive, und z. B. von *ἀποκρίνομαι* (ich antworte) heisst also jetzt der Aorist *ἀπεκρίθηκα* statt des alten *ἀπεκρινάμην*.

Viel genauer noch als die altgriechische Sprache ist die neugriechische in der Unterscheidung des Ausdrucks für die vollendete oder momentane und die unvollendete oder dauernde Handlung, wobei ihre Conjugationsweise ihr freilich sehr zu Hülfe kommt, da Infinitiv (d. h. die Umschreibung für denselben), Imperativ und alle zusammengesetzten Zeitformen für das Erste von dem Aorist, für das Zweite von dem Präsens gebildet werden können. Im Hellenischen wechseln die nicht eine Präteritbedeutung habenden Theile des Aorists so mit dem Präsens, dass man wohl sieht, es hat grosse Willkühr geherrscht in dem

\*) So z. B. Vitruvius X, Einl. *habendo spem perfectionis* — VI, 9 *impediundo*, und besonders oft bei Ammianus Marcellinus.

Gebrauch dieser Formen, oder man hat sich bei der Wahl der einen oder der anderen sehr oft durch etwas Anderes bestimmen lassen als durch die Rücksicht auf die Beschaffenheit der Handlung. Der Neugriechen aber unterscheidet sehr genau z. B. *μὴν τὸν κτυπᾶς* und *μὴν τὸν κτυπήσης* (schlage ihn nicht). In allen slawischen Sprachen spielen die Ausdrucksformen für die verschiedene Beschaffenheit der Handlung, von den russischen Grammatikern *вѣдѣ* genannt, eine sehr bedeutende Rolle, und bilden einen Grundzug in der Lehre von dem Verbum. Die gewissenhaftere Beobachtung dieses Unterschiedes, so weit es die eigenen Sprachformen gestatten, mögen also die Neugriechen, da sie sie nicht von ihren Vorfahren ererbt haben, wohl von den Slawen angenommen haben, zu deren Nachkommen sogar Einige sie ja auch machen wollen.

Wünsche werden, da der Optativ fehlt, mit dem Coniunctiv ausgedrückt oder, wenn sie sich auf etwas Vergangenes beziehen, das nicht mehr so geschehen oder so sein kann, wie man es wünscht, mit dem Indicativ wie im Altgriechischen. In Conditionalsätzen können wegen eben dieses Fehlens des Optativs so scharfe Unterschiede nicht gemacht werden wie im Hellenischen, und die neue Sprache hat für die antiken vier Formen derselben nur zwei wie die romanischen Sprachen, nämlich *ἄν*, welches zugleich das alte *εἰ* mit vertritt, mit dem Indicativ oder mit dem Coniunctiv construirt. Den dubitativen Coniunctiv begleitet das gewöhnliche *ἄ*, den adhortativen die Partikel *ἄς*, mit deren Hülfe auch die dritte Person des Imperativs gebildet wird. Dieses *ἄς* hat auch sehr den Anschein, den Slawen nachgebildet zu sein, denn in den slawischen Sprachen bedient man sich eben so des Imperativs „lass“, und dieselbe Bedeutung hat wohl auch *ἄς*, wahrscheinlich verkürzt aus *ἄφες*.

Sätze, welche eine Absicht ausdrücken, stehn, da kein Optativ als Coniunctiv der historischen Zeitform vorhanden ist ohne Rücksicht auf das Tempus des Obersatzes im Coniunctiv, und zwar mit vorhergehender Präposition *διὰ*, eine Nachahmung des altgriechischen Infinitivs mit *διὰ*. Die relativen Zeitadverbe *ὅταν*, *ὁπόταν* (die einfachen *ὅτε*, *ὁπότε* werden nicht mehr gebraucht, eben so wenig wie *εἰ*, wofür jetzt nur *ἄν*, d. h. *εἰ ἄν*) stehn mit dem Coniunctiv um ein Futu-

rum exactum oder eine Frequenz auszudrücken, sonst mit dem Indicativ; auch hier also vertritt bei einem historischen Tempus im Obersatze der Coniunctiv zugleich die Stelle des alten Optativs. Ähnlich verhält es sich bei der Construction des Relativpronomens.

Zwischen directer und indirecter Rede kann, weil kein Optativ für die letzte da ist, kein Unterschied gemacht werden, in welchem Punkte ja auch die alte Sprache schon ziemlich frei verfuhr.

Unser „von“ zur Bezeichnung des Thätigen in passiven Sätzen wird nicht mehr mit *ὑπό* sondern mit *ἀπό* beim Accusativ gegeben. Die alte Sprache machte zwischen beiden Präpositionen beim Passiv einen Unterschied, aber aus der neuen hat sich *ὑπό* ganz verloren, auch in der eigentlichen, localen Bedeutung; nur die gelehrten Schriftsteller bedienen sich seiner noch beim Passiv.

III. Der Wortvorrath der römischen Sprache ist, wie man sich auf den ersten Blick in's Lexikon überzeugen kann, ein sehr bunt zusammengemischter. Nur die geringere Anzahl der Wörter hat die alte Gestalt unverändert behalten, der grössere Theil besteht aus mehr oder weniger, zum Theil bis zur Unkenntlichkeit, veränderten und verstümmelten, wozu dann noch eine nicht unbedeutende Menge barbarischer, besonders türkischer und italiänischer kommt. Diese barbarischen dienen zwar besonders zur Bezeichnung moderner Gegenstände, für welche dem Alterthume mit der Sache selbst auch das Wort fehlte, häufig aber haben sie auch alte, echt griechische verdrängt, wenigstens in der gemeinen Volkssprache. Die Einbürgerung der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter im Römischen zeigt sich daran, dass auch griechisch gebildete Ableitungen davon gemacht werden, z. B. *παπουτζώνω* (Pantoffeln anziehen) von *παπούτζι* (Pantoffel), — *πακτώνω* (pachten), *πακτωτής* (Pächter) von *πάκτος* (Pacht), — *μαστοριά* (Meisterschaft), *μαστορινός* (meisterlich), *μαστόριδα* (Meisterin) von *μάστορας* (Meister), — *καβαλάρης* (Reiter), *καβαλαρ'α* (Reiterei), *καβαλκεύω* (reiten) von *καβάλα* (Reitpferd) und neben der fremden Ableitung *καβαλιέρος* (Ritter). Am meisten barbarische Wörter enthaltend und daher dem nur des Hellenis

schen Kundigen am schwersten verständlich sind von Allem, was gedruckt vorliegt, die Volkslieder, während er gelehrte Abhandlungen fast ohne Anstoss ohne Gebrauch des neugriechischen Lexikons lesen kann. Man muss dabei nur diess berücksichtigen, dass manche altgriechische Wörter jetzt in einer mehr oder weniger veränderten oder abgeleiteten Bedeutung gebraucht werden, die sie im Alterthume theils gar nicht, theils nur selten hatten; die Formveränderungen sind meist so, dass das Wort sich noch erkennen lässt. Bei den Verben besteht sie sehr oft in einer eigenthümlichen Verstärkung des Thema, z. B. ἀφίνω, ἀυξάνω. δαγκίνω, δέγω, καύγω, σταίνω und στέκω, μαθαίνω für ἀφίτημι, ἀυξάνω, δέω, καίω, ἴστημι, μανθάνω; — oder in einer Aphärese, namentlich bei den mit ἐξ \*) zusammengesetzten, z. B. ξαναγράφω, ξαναλέγω, und wenn nach der Präposition ἐξ ein Consonant folgen sollte, so wird nach dem ξ noch ein ε eingeschoben, z. B. ξεπλέκω, ξεπληρώνω st. ἐκπλέκω, ἐκπληρόω. Auf gleiche Weise wird aus dem aus εἰς verkürzten 'ς wieder σέ. Die Aphärese kommt aber auch sonst noch häufig vor, z. B. μάτι, λάδι (Verkleinerungswörter von ὄμμα, ἔλαιον), μαῦρος, δέν (von ἄμαυρος, οὐδέν). Besonders ausgedehnten Gebrauch macht man von allerlei Verkürzungen in der Poesie, wo z. B. εἶναι und ὄπου zuweilen zu einem blossen 'ν' und 'π' einschrumpfen.

Manche Wörter sind mehr entstellt durch Auslassung und Umstellung der Buchstaben oder Verwechslung ähnlich lautender, z. B. πέρνω, πηγαίνω, ἐβγαίνω, ἐβγάζω u. a. statt ἐπαίρω, ἐπάγω, ἐκβαίνω, ἐκβάλλω, oder Ἀρναβίτης (der Arnaut), versetzt aus Ἀρβανίτης st. Ἀλβανίτης (der Albaneser). Die von einem einfachen Thema gebildeten Aoriste kehren zum Theil wieder zu der ursprünglichen Wortform zurück, wie ἐκάρθηκα, ἐπήγα von den oben angeführten πέρνω, πηγαίνω.

Viele Wörter haben bei rein griechischer Form doch eine andere Bedeutung als im Alterthum, z. B. κατόχη (der Steig-

\*) Die getrennte Präposition ἐξ ist nicht mehr im Gebrauch sondern wird mit ἀπό ersetzt, so wie ὑπό, von dem oben die Rede war, mit dem Adverb ὑποκάτω, z. B. ὑποκάτω εἰς τὸ τραπέζι, unter dem Tische, ὑποκάτω σου, unter dir.

bügel), *φτάνω* (reisen, ankommen), *χρόνος* (das Jahr), *μάλαγμα* (das Gold), *ἄλογον* (das Pferd), *παρασκευή* (der Freitag) u. a. m.; andere kommen zwar auch in der alten Bedeutung noch vor, daneben aber auch in einer anderen, modernen, z. B. *κάμνω* (machen, verfertigen, statt des jetzt ungebräuchlichen *ποιῶ*) auch nach dem Gebrauch der romanischen Sprachen in Redensarten wie *κάμνει ζέστα* (es ist warm), *κάμνει κρύον* (es friert), *κάμνει ἥλιον* (es ist Sonnenschein); eben so *ἔχει*, das französische *il y a*.

Die Fähigkeit der hellenischen Sprache, Zusammensetzungen mancher Art zu bilden, erscheint im Romäischen noch weiter ausgedehnt. Es kommen dort z. B. Bildungen vor wie: *μαντατοφέρνω* (ich bringe Nachricht), *ἐμβαινοβγαίνω* (ich gehe aus und ein), *ὄλημέρα* (den ganzen Tag), *συχνωβλέπω* (ich sehe häufig), *δυσκολοανοίγω* (ich öffne mit Mühe), *κακοθανατώνω* (ich tödte grausam) u. d. gl. Manche Zusammensetzungen sind, obgleich aus griechischen Wörtern bestehend, auf romanische Weise gemacht, z. B. *ἀγκαλά και, μ' ὄλο τοῦτο, μ' ὄλον ὀπου* (obgleich), die italienischen *benchè, contuttociò, contuttochè*, oder *κάθε* und *καθένας* (jeder), unterschieden wie im Spanischen *cada* und *cada uno*.

Einige Wörter endlich sind zwar aus antiken Elementen und auch auf antike Weise gebildet, kommen aber in altgriechischen Schriften nicht vor, wenigstens nicht in denen, welche uns eben bekannt sind, z. B. *ἀπόψε* (heute Abend).

Ich erlaube mir zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Weise das Neugriechische zu schreiben.

Alle neuen Sprachgebilde und Mischsprachen kommen, so wie sich nebst den Wortformen auch die Bedeutung der früher gebrauchten Lautzeichen verändert, in den Fall, dass das geschriebene Wort mit dem gesprochenen nicht mehr recht harmonirt. Man kann dann entweder die Schreibweise vereinfachen und so einrichten, dass für dieselben Laute auch immer dieselben Zeichen gebraucht werden, ohne Rücksicht auf ältere Wortform und älteren Werth der Lautzeichen; oder man kann einigermassen noch in der Schrift die alten Formen beibehalten und sich darüber vereinigen, sie so zu sprechen, dass sie wie die neuen klingen. Diese sogenannte etymologische Schrei-

bung hat das für sich, dass die geschriebenen Worte denjenigen leichter verständlich sind, welcher die alte Sprache kennt, ob sie aber überhaupt und in jedem Falle den Vorzug verdient vor der einfachen. ist eine andere Frage. Die etymologische Schreibweise hat unter den romanischen Sprachen z. B. das Französische; in unzähligen Fällen sind zwei und mehr gleichlautende Wörter nur ihrer verschiedenen Abstammung wegen verschieden geschrieben, was nothwendig eine schwankende Bedeutung der Lautzeichen zur Folge hat. Unter den Hunderttausenden, welche jährlich französisch lernen, werden nicht sehr Viele sein, welchen durch die etymologische Schreibweise das Verständniss des geschriebenen Wortes erleichtert wird, aber sehr Viele werden seufzen über die Schwierigkeit des Lesens, die mit einer solchen Schreibweise verbunden ist. Auf der anderen Seite hat wohl noch kein spanisch Lernender Klage darüber geführt und die Sprache schwieriger gefunden, weil, von der Akademie in Madrid veranlasst, eine einfachere und gleichmässiger Orthographie eingeführt ist, ohne Rücksicht auf die Abstammung des Wortes vom Lateinischen.

Beim Französischen möchte, da es eine über einen grossen Theil der Erde verbreitete Umgangssprache ist, die Aenderung der Orthographie nach einem einfacheren und gleichmässigeren Princip vielleicht zu grosse Schwierigkeit haben, obgleich doch im Englischen, das vielleicht über einen eben so grossen Theil der Erde verbreitet ist, ein solcher Versuch gemacht wird \*), im Neugriechischen aber wäre es gewiss nicht unausführbarer als im Spanischen. Es sind hier noch die vielen Bezeichnungen des *I* so wie die beiden des *O* und *Ae* auf eine zu reduciren, das stumme *Jota subscriptum* und die unnützen Spiritus auszumär-

---

\*) Vgl. die hierüber gegebenen Nachrichten im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“ von Herrig und Viehoff Bd. I S. 555 ff. — Pittmann's Phonographie hat nicht nur in England viel Anhänger gefunden, so dass mehrere Verbindungen zur Förderung derselben mit bedeutenden Geldmitteln, Druckereien und einem *phonetic journal* entstanden, sondern auch in Amerika hat die Sache Anklang gefunden, wo schon früher zwei Männer auf eine besondere Aufforderung des Congresses beschäftigt waren eine der Aussprache angemessene Orthographie zu Stande zu bringen.

zen und für die Zusammensetzungen  $\mu\pi$ ,  $\nu\tau$ ,  $\gamma\kappa$ ,  $\tau\sigma$ ,  $\tau\xi$ ,  $\nu\tau\zeta$  einfache Zeichen einzuführen

Es ist schon bei der Declination darauf hingewiesen, wie dieselbe sich durch eine einfachere Orthographie selbst noch einfacher darstellen würde, und ähnlicher Fälle giebt es in der Sprache noch mehr. So würden z. B. die Schreibarten für das Plusquamperfect, wie  $\epsilon\acute{\iota}\chi\alpha\ \gamma\rho\acute{\alpha}\psi\eta$  und  $\epsilon\acute{\iota}\chi\alpha\ \gamma\rho\acute{\alpha}\psi\epsilon\iota$ , die offenbar nur aus Missverständniß der Verbalform entstanden sind, in eins zusammenfallen, eben so die verschiedenen Schreibarten bei den Adjectiven auf  $\upsilon\varsigma$  (s. oben), eben so Indicativ und Coniunctiv des Präsens im Passiv durchaus und im Activ fast durchaus — in der ersten Coniugation sehen sie ohnehin auch jetzt schon gleich aus, in der zweiten wenigstens im Passiv. Aber, könnte man einwenden, es ist doch am Ende auch gut, wenn eine Sprache so wichtige Dinge unterscheidet wie Indicativ und Coniunctiv, warum also diesen Unterschied verwischen? — Allerdings ist es gut, wenn wirklich die Sprache es thut, aber wenn die Sprache es nicht thut, so soll es auch die Schrift nicht thun. Denn wohin sollte das führen, und wo wäre zuletzt die Gränze, wenn die Schrift sich darauf einlassen wollte Begriffsunterschiede zu machen, welche die Sprache — und jede Sprache ist doch zunächst die gesprochene — nicht macht? — Ganz besonders komisch und affectirt sieht es aus, wenn sogar ein stummes *Jota subscriptum* in solchen Wortformen gebraucht wird, welche gar nicht aus dem Altgriechischen stammen, sondern ganz neu sind, wie z. B. der Artikel  $\eta$  im Plural des Feminins (statt  $\alpha\acute{\iota}$ ) oder, wenn diess vielleicht auf die Analogie des altjonischen Dativs  $\tau\eta\varsigma$  statt  $\tau\alpha\acute{\iota}\varsigma$  sich gründen sollte, die Comparative  $\kappa\alpha\lambda\acute{\eta}\tau\epsilon\rho\varsigma$  und  $\mu\epsilon\gamma\alpha\lambda\acute{\eta}\tau\epsilon\rho\varsigma$ .

Wenn man sich entschliessen wollte, im Neugriechischen die phonetische Orthographie einzuführen, so würde dadurch nicht allein die Sprache auch in den übrigen Stücken sich leichter emancipiren und aus der hindernden Abhängigkeit von dem Hellenischen, zu dem sie doch nun einmal unmöglich wieder zurückkehren kann, und um dessen Willen die Schriftsprache sich von vorn herein in einen verderblichen Gegensatz zu der Volkssprache gestellt und sich dieser entfremdet hat, heraustreten, sondern es würde auch ihr Bau in der Schrift nicht weniger einfach erscheinen, als er es in mündlicher Rede wirklich ist.